Frieda Mayer-Melikowa

Ein Leben zwischen den Mühlsteinen der Politik

Meinem lieben Jungen

Zur Erinnerung an

Frieda Meyer

20. Dezember 1917

Schwandorf

Meiner Cousine Leni Mayer
danke ich aufrichtig für alle
Unterstützung im täglichen Leben.

Für alle Hilfe bei der Herstellung
dieses Buches danke ich
Elke Bergmann
Marianne Arin
Gertrud Koesling
Mathilde Bareiß
Andrea Schmid für die Schreibarbeiten
Gunther und Wolfram Seibold
für die Gestaltung des Bucheinbandes.

Frieda Mayer-Melikowa
Johann Philipp Palm Straße 44
73614 Schorndorf

Frieda Mayer-Melikowa 1995
beim Lernen der Blindenschrift

Frieda Mayer-Melikowa

Ein Leben zwischen den Mühlsteinen der Politik

Die Geschichte einer Pastorenfamilie

Zur Einleitung

Im Oktober 1962 kam ich in meine Heimatstadt Tbilisi zurück. Nur wenige nahmen mich mit offenem Herzen auf. Mißtrauen und Mißachtung uns gewesenen Repressivsten gegenüber war die Einstellung der meisten. Als ich dies auch von meinem nächsten Angehörigen zu fühlen bekam, reifte in mir die Überzeugung, daß es meine moralische Pflicht ist, über meine Familie und mich selbst zu erzählen. Ich habe lange damit gezögert. Die Angst hat mich zurückgehalten, wieder in eine mißliche politische Lage zu kommen. Als endlich die Zeit der „Glasnost" gekommen war, habe ich mich dann dazu entschlossen. Aber für mich war es schon spät, denn ich bin erblindete bald und konnte erst nach Jahren weiterschreiben.

Oktober 1997

Großvater Johannes Mayer,
seine Söhne mit Frauen und seine Töchter mit ihren Männern

Unsere Familie

Wenn ich in die ferne Vergangenheit zurückblicke, so sehe ich unsere heitere, sorglose, glückliche Kindheit. Das ist ein kostbares Geschenk des Himmels: liebe Eltern, Geschwister, geordnete Lebensverhältnisse in einem gewissen Wohlstand, viele Blumen, viel Musik, im Hause verschiedene Tiere, die wir so liebten und immer Wohlwollen und Freundlichkeit von allen Seiten. Wir erinnern uns voll Dankbarkeit alles dessen und unserer Eltern, die uns diese glückliche Kindheit geschaffen haben. Nichts deutete darauf hin, welch tragisches Schicksal unsere Familie in Zukunft erwartete und uns treffen sollte.

Unsere Vorfahren waren Auswanderer aus Schwaben, aus Württemberg, die am Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Heimat verlassen und sich im Kaukasus angesiedelt haben. Aufzeichnungen unseres Großvaters, Johann Kaspar Wetzel, erzählen darüber.

Heute sind am Leben geblieben nur noch drei aus der einst zehnköpfigen Familie von Pastor Mayer: Fritz, Frieda, Gertrud. Unsere Familie wurde am 9. November 1899 gegründet, als Anton Richard Mayer, Pastor zu Tbilisi, Emilie Margarete Wetzel heiratete. Mein Vater, Anton Richard, geb. am 3. Oktober 1869 in Tbilisi/Marienfeld, war der älteste Sohn unseres Großvaters Johann Mayer, geb. um 1843 in Tbilisi, gestorben 1926 in Tbilisi. Großvater war Kaufmann, hatte auch einen großen Garten an der Kura und einen in der Stadt, der später zum Stadtgarten der Roten Armee und Flotte wurde.

Großvater wollte, daß seine fünf Söhne Ärzte würden. Emil, Oskar und Willy sind gute, bekannte Ärzte geworden. Mein Vater mußte auch mit dem Studium der Medizin beginnen, aber als es zum Sezieren kam, ging es nicht weiter und Großvater erlaubte ihm schließlich, die theologische Fakultät, wie es Vaters Wunsch war, zu beziehen. Der Jüngste, Hermann, absolvierte die Fakultät für Physik und Mathematik und war als Lehrer tätig. Emil ist in Tbilisi gestorben. Oskar und Willy wurden 1937 verhaftet.

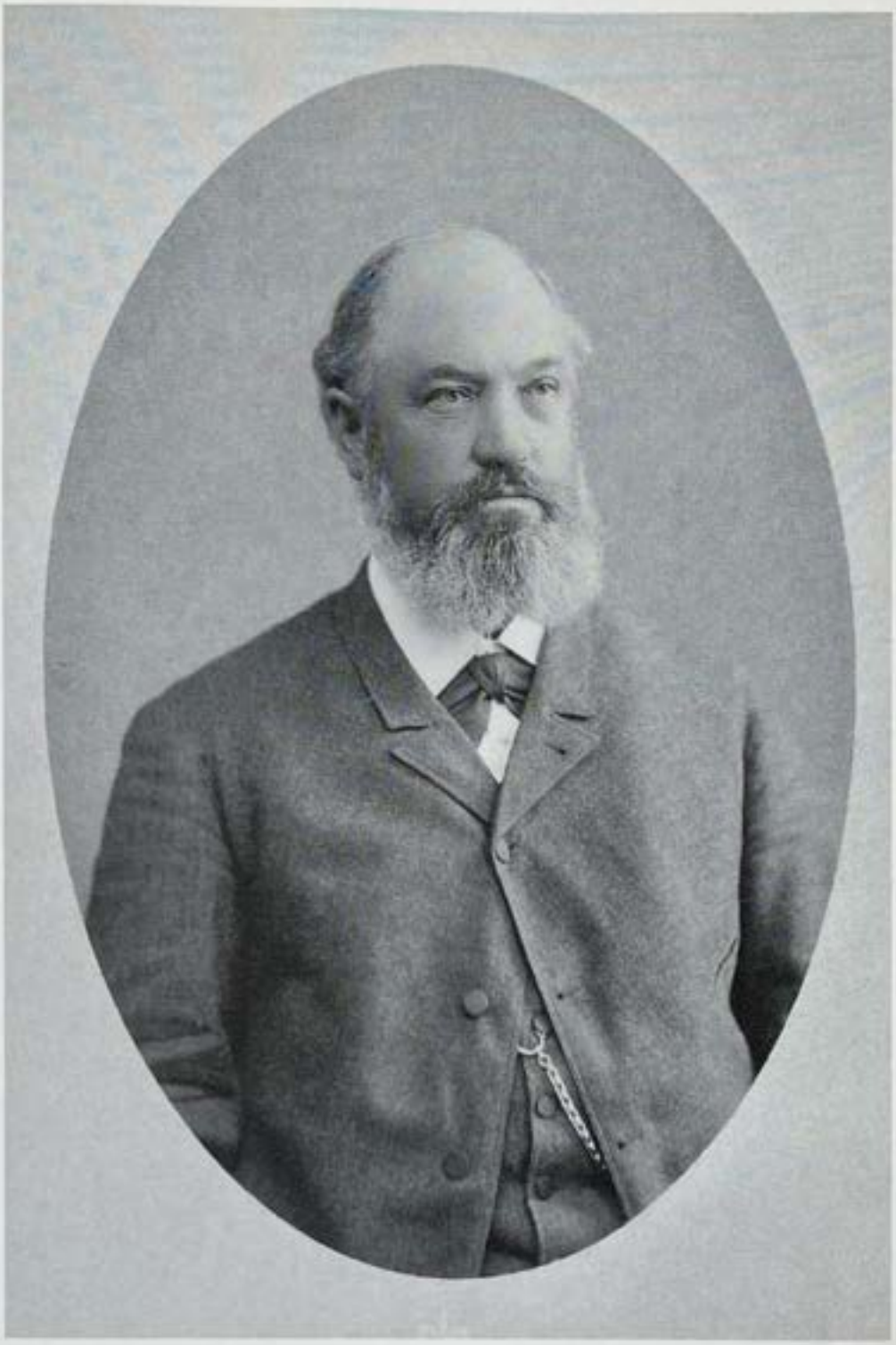
Großvaters vier Töchter, Berta, Adele, Marie, Olga, ließ er nur bis zur sechsten Klasse am russischen Gymnasium lernen. Es wäre für die Mädchen genug, meinte er, obwohl sich die Lehrerinnen sehr bemühten, ihn zu überreden, die begabten Mädchen weiterhin lernen zu lassen.

Unsere Großmutter Mayer kannten wir nicht, sie ist mit 48 Jahren an Krebs gestorben. Ein Foto aus jungen Jahren zeigt, wie schön unsere Großmutter gewesen ist.

Mamas Vater, Jakob Friedrich Wetzel, geb. am 28. Februar 1835, war ein guter Geschäftsmann. Bereits im Jahre 1865 besaß er seine eigene Bierbrauerei, danach baute er sein „Hotel Wetzel" und hatte fünf Häuser in Kodshori, dem er eine große Zukunft als Kinderkurort prophezeite. Sein Kapital war immer im Umlauf. Er war Mitglied des Stadtrates, obwohl er nur eine Mittelschulbildung hatte. Es wäre ihm auch im Traume niemals eingefallen, daß schon seine Kinder auf alles, war er geschaffen und erworben hatte, verzichten mußten. Er starb 1904 vor der Revolution. Als ich schon älter war, fragte ich Mama, wie die Beziehungen zwischen Großvater und den Arbeitern waren. Er wurde allgemein geachtet. Die Arbeiter meldeten es ihm, wenn sie aus Solidarität eventuell einen Streik mitmachen mußten.

Großmama Wetzel hatte Berge von Weihnachtskuchen zu backen, damit die Arbeiter für ihre Familien die „Weihnachtsteller" bekamen. Unsere Großmutter, Wilhelmine Wetzel, geborene Frick, stammte aus Elisabethtal. Sie war eine liebe, immer freundliche Frau. Wir hatten sie sehr gern und freuten uns immer, wenn sie zu uns kam oder wenn wir sie am Sonntag besuchten. Sie wohnte mit Tante Luise auf dem Gelände der Bierbrauerei, wo wir eine Schar Cousins und Cousinen hatten. Mama erzählte gern ein Erlebnis aus Kobuleti am Schwarzen Meer, wo wir einen Sommer verbracht hatten: Großmama und die kleine Frieda saßen auf einer Bank am Strande, beide rundlich und mollig. Plötzlich brach die Bank unter ihnen zusammen und sie kullerten in den Sand. Ihnen geschah kein

Großmutter Wetzel



Großvater Wetzel

Leid, sie kamen mit einem kleinen Schrecken davon, die anderen hatten aber ihr Gaudium an diesem netten Bild. Großmama starb im Jahre 1923 im Alter von 76 Jahren. Ich hörte, wie Mama sagte: „Wir wollen die Kinder hinbringen, sie liegt da, als ob sie schlafen würde" und so sahen wir noch einmal unsere liebe Großmama unter den großen Zimmerpalmen still und friedlich liegen.

Großvater Wetzel hatte seinen zwei Söhnen, Gottlob und Gustav, keine Hochschulbildung zukommen lassen. Gottlob wollte Künstler werden, aber das entsprach nicht den Plänen von Großvater. Beide lernten alles, was dazu nötig war, um Großvaters angefangenes Werk weiterzuführen. Sie wurden nach Deutschland geschickt, um dort auf den Messen das Neueste kennenzulernen, was auf dem Gebiet Technik und Industrie die Wissenschaft geschaffen hat. Onkel Gottlob war in Wien, als dort der große Brand in der Staatsoper ausbrach. Er hatte für diesen Abend Karten und nur ein glücklicher Zufall bewahrte ihn davor, das Theater zu besuchen und er blieb am Leben. Die Brüder leiteten die Brauerei - so weit ich mich erinnern kann - bis zur Sowjetisierung. Das Hotel wurde noch vor der Revolution 1917 verkauft. Onkel Gottlob ist in den 20er Jahren mit seiner Familie nach Riga gefahren, wohin seine ältere Tochter Hedwig geheiratet hat; Onkel Gustav wurde 1937 verhaftet.

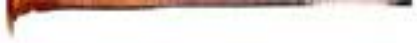
Großvaters zwei Töchter, Luise und Emilie, bekamen die obligatorische Schulausbildung. Eine hervorragende Lehrerin gab ihnen perfekte Kenntnisse der französischen Sprache. Die Schwestern sprachen miteinander französisch. Auch die englische Sprache wurde erlernt. Mamas Lehrerin in Musik war Berta von Suttner, die Verfasserin des antiimperialistischen Romans „Die Waffen nieder". Mama hatte eine angenehme Stimme und nahm auch Gesangsunterricht. Daß die Mädchen nähen, Hauswirtschaft und kochen lernen mußten, verstand sich von selbst. Mama wollte gern studieren - sie hatte gute Anlagen zu einem Bauingenieur - aber Großvater sagte, sie soll nicht denen das Brot nehmen, die es sich verdienen müssen. Tante Luise heiratete früh und hatte eine Schar Kinder: Helmut, Hedwig, Herta und Hortense. Sie wurde früh Witwe. Ihre drei ältesten Kinder wurden bei Kriegsausbruch in den Ural verschickt. Die

Revolution 1917 befreite sie und so kamen sie nach Deutschland, in ihre Urheimat.

Im Oktober 1900 kam das erste Kind, Doris Luise, in unserer Familie zur Welt. Dann folgten Minny Wilhelmine, Friedrich Johannes, Ella Marie, Frieda Olga, Herbert Richard, Erika Magdalene, Gertrud Berta. Somit war die Familie allmählich vollzählig. Unseren Vater nannten wir Papa, unsere liebe Mutter war unsere Mutti. Berta Schweizer aus dem schönen Schweizerlande stand bei der Erziehung der Kinder unserer Mutter treu zur Seite. Für uns war sie die „Tante Schweizer", die wir von Herzen liebten und achteten. „Ja" war bei ihr „Ja" und „Nein" war „Nein"; da gab es keine Kompromisse. Im Sommer, wenn die Tage lang waren, mußten wir jedoch zu einer bestimmten Zeit zu Bett gehen. Die Fensterläden wurden geschlossen und wir hörten die Kinder draußen lärmen und lachen, dennoch mußten wir unser Abendgebet sagen, erhielten den „Gute-Nacht-Kuß" und Augen zu! Wir dachten nicht einmal daran, zu bitten, ein bißchen später schlafen gehen zu dürfen. Sie war streng, aber immer zugänglich und freundlich und tief gläubig. 1913 mußte sie wegen einer Erbangelegenheit in die Schweiz fahren und konnte nicht mehr zurückkommen. Der Krieg war ausgebrochen. Wir begleiteten sie zum Bahnhof und als wir zurückkamen, schien das Haus öde und verlassen zu sein. Ich hatte noch lange Briefwechsel mit Tante Schweizer. Als ich eingeschult werden mußte, war es Ella, die mich anstatt Tante Schweizer in die Schule brachte.

Auch fremde Kinder sind in unserem Haus aufgewachsen. Ich erinnere mich an Emil und Ludwig, die sich bei uns zu Hause fühlten. Ich nehme an, daß sie Waisen gewesen sind; an Näheres erinnere mich nicht.
Die Zeit schritt voran, die Kinder wurden größer, die Schulzeit begann. Doris und Minny kamen in das zweite russische Gymnasium, wir anderen gingen in die deutsche Volksschule. Für ein paar Jahre wurden auch Fritz und Ella in ein russisches Gymnasium eingewiesen. Ich war ein Jahr im russischen Gymnasium. Interessant, daß Ella, die eineindreiviertel Jahre älter war als ich, mich zum Übertritt vorbereitet hat. Ich habe das Examen gut unter Ellas Leitung bestan-

Herbert, Frieda, Ella,
Fritz, Doris, Minny
1913



Frieda mit Bruder Herbert
ca. 1914

den. Alle Schwestern, außer Gertrud, bekamen Klavierunterricht. Für mich war wieder Ella meine erste Lehrerin. Sie klopfte aber öfter auch meine Finger und das Klavierspiel machte mir damals keinen Spaß. Auch französisch mußte gelernt werden. Fräulein von Hirsch kam zweimal in der Woche und unterrichtete uns. Wir haben uns aber keine große Mühe gegeben, französisch zu lernen.

Vater war sehr musikalisch. Als er achtzehn Jahre alt war, wollte er Pianist werden. Aber sein Lehrer sagte ihm, es wäre zu spät für ihn, diese Laufbahn zu betreten. Ich weiß nicht, wer sein Lehrer war. Jeden Morgen weckte uns Vater mit seinen Improvisationen am Klavier. Es waren schöne Abende, wenn wir Kinder am Klavier um Vater herum standen und mit seiner Klavierbegleitung verschiedene Lieder sangen. Ich habe später Vater oft gebeten, etwas von seinen Improvisationen aufzuschreiben. Aber dazu kam es nicht. Eine Melodie habe ich in Erinnerung und spiele sie noch heute. Die Eltern spielten früher auch vierhändig; aber mit der Zeit hörte dies allmählich auf. Ich denke, es lag daran, daß Mama immer mehr Mutterpflichten zu erfüllen hatte. Oft war mein Vater sein eigener Organist, wenn ihn niemand bei seinen Reisen in die Kolonien in Georgien begleiten konnte.

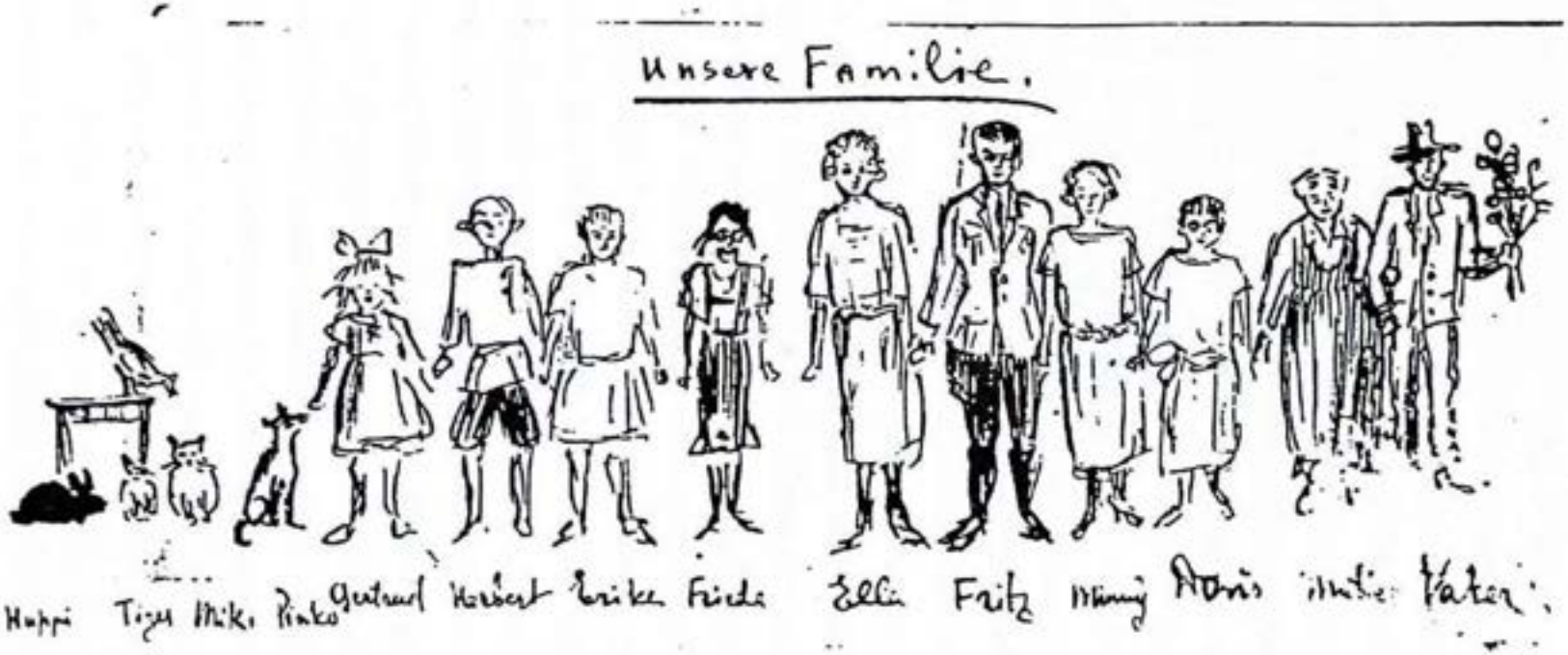
Ich möchte etwas über die Toleranz unseres Vaters erzählen: Wenn sich Menschen kirchlich trauen lassen wollten, so bestand Vater nie darauf, daß der Partner, der einer anderen Konfession angehörte, in die evangelische Kirche übertrat. Vater hat einem Amtsbruder, der eines Mordes beschuldigt war, Unterkunft im Pastorat gegeben, so daß er mit seiner freundlichen Frau ruhig leben konnte in Erwartung der Entscheidung. Ob er schließlich schuldig erklärt wurde oder nicht, weiß ich nicht. Wir waren damals Kinder und wurden in die Angelegenheiten der Erwachsenen nicht eingeführt.

Während des I. Weltkrieges hatte Vater zwei Adoptivsöhne - einen Russen und einen Deutschen. Den Russen, Jakob, hatte er auf dem Bahnhof entdeckt. Er war ein stiller, bescheidener Jüngling, der auf der Suche nach Arbeit nach Tbilisi gekommen war. Später zeigte ich, daß er sehr begabt war. Er ist als Offizier

im Bürgerkrieg umgekommen. Der Deutsche diente im Militär, war rot angehaucht und kam später ins Gefängnis. Ich weiß nicht, wie sich sein weiteres Schicksal gestaltet hat. Vaters große Passion waren Blumen; die Liebe zu diesen hat er vom Großvater Mayer; die Liebe zu Tieren haben wir alle von Großvater Wetzel und unserer Mutter. Großvater hat besonders Pferde geliebt. Die frühen Morgenstunden verbrachte Vater in seinem Garten. Da konnte man die verschiedensten und seltensten Pflanzen finden. Im Rosenmonat Mai gab es jeden Morgen zwei große Schüsseln voll Rosen. Das Haus war von Rosenduft erfüllt, jeder Besucher ging mit einem Bouquet Rosen fort. Alle Freunde, Verwandte und Bekannte wurden mit Blumen beschenkt. Das ganze Jahr hindurch gab es etwas Blühendes. Seine Krankenbesuche machte Vater immer mit einem Sträußchen in der Hand. Spaßeshalber zählte Ella einmal die Blumentöpfe auf dem Balkon; es waren dreihundert. Nach Vaters Verhaftung hatte niemand die Möglichkeit, diese große Pflanzenmenge zu versorgen und allmählich wurden es immer weniger Pflanzen.

Wir wohnten in dem schönen, sehr geräumigen dreistöckigen Pastorat, das hinter der Kirche in der Kirchenstraße 27 gelegen war, im ersten Stock. Die neue Kirche hat Architekt Bielefeld erbaut; im Mai 1897 wurde sie eingeweiht. Die Lage des Hauses war so günstig, daß kein Stadtlärm die Stille stören konnte, wenn wir uns auf dem Balkon unterhielten. Eine sehr schöne Aussicht bot sich von hier dem Auge dar: Rechts der Davidsberg, dann die Kodshorihöhen, die Trialetiberge und schließlich der Arsenal - mehr als der halbe Horizont - und darüber das Himmelsgewölbe mit seinen Sternen, die wir des nachts ungehindert beobachten konnten, wie auch die Gestirne Skorpion, Kassiopeia, Großer und Kleiner Bär, Adler und die Planeten. Es war schön, sehr schön. Hier war es uns vergönnt, unsere Kindheit und unsere Jugendjahre zu verbringen.

Vater konnte ruhig seinen Amtspflichten nachgehen. Im Hause waltete weise unsere Mutter, sie hegte und pflegte uns Kinder. Sie beschränkte ihre Tätigkeit hauptsächlich auf das Haus und war nur wenig im öffentlichen Leben tätig. Sie



Familienkarikatur
gezeichnet von Minny 1920

war Mitglied des Frauenvereins, der das Siechenheim verwaltete. Welch heldenhafte Kraft mußte sie später im Leben aufbringen, um alles zu ertragen, was auf die Familie einstürzte. Die schönste Zeit des Jahres waren für uns die Sommermonate in Kodshori. Wie ich bereits sagte, hatte Großvater Wetzel fünf Häuser und die Wetzel'sche Verwandtschaft, außer Tante Luise, verbrachte hier den Sommer, so daß eine ganze Schar Kinder zusammenkam. Tante Luise war in Zawkisi, wo Großvater ein Haus mit einem prächtigen Obstgarten erworben hatte. Einmal im Sommer gingen wir von Kodshori hinunter nach Zawkisi zum Geburtstag von Tante Luise. Ich erinnere mich, daß wir einen Sommer hier verbrachten. Großmama war noch am Leben und war auch dort. Auf dem Gelände des Gutes stand ein alter runder Turm, zwei Stockwerke hoch. Das Dach war schon verwittert und zerstört. In jenem Sommer haben wir eine Zirkusvorstellung im Turm arrangiert. Sogar ein Pferd wurde hinaufgebracht. Als ich 1988 in Zawkisi war, habe ich vergeblich nach diesem Turm gesucht. Die Zeit wird das ihre getan haben, auch die Menschen selbst, die sicherlich die Ziegel wegschleppten und nicht danach trachteten, ein Denkmal der Geschichte zu erhalten. Mama hatte viel zu tun, um die Reise nach Kodshori vorzubereiten. Meist wurden die Sachen auf Arbas aus Zawkisi vorausgeschickt. Die angespannten Ochsen brauchten mehr Zeit als die Pferde, die uns auf der großen Brauereidroschke mit Kind und Kegel hinaufbrachten. Mit Kind und Kegel waren wir acht Kinder, Hunde, Katzen, Hühner und ein Kanarienvogel. Die ersten zwei Wochen waren wir Kinder vogelfrei. Danach hieß es jeden Morgen, außer Sonntag, eine oder eineinhalb Stunden Schularbeiten zu machen. Es bereitete uns keinen besonderen Spaß, aber es war unsere Pflicht. Danach konnten wir tun, was wir wollten. Leidenschaftlich gerne spielten wir Krockett. Es passierte öfter, daß wir bis zum Einbruch der Dunkelheit die Partie noch nicht beendet hatten. In so einem Fall gingen wir am nächsten Morgen noch vor dem Morgentee auf den Platz, um die Partie abzuschließen. Sehr großes Vergnügen bereitete uns auch das Fliegen an Seilen um einen Mast. Ich weiß nicht, ob die deutschen Kinder das kennen. Es gibt eine Nummer, die Schwalbe heißt: Man kann so hoch fliegen wie der Mast. Dies ist wirklich schön. Wenn das Gras auf dem Berg abgemäht war, begann das Sommer-Schlitten-Fahren. Wir sausten

den Berg hinunter; je glatter die Bahn wurde, umso schneller sausten wir. Das war ein lustiges Treiben auf dem Berg: Groß und Klein - alle machten mit Vergnügen mit. Ein jeder von uns hatte seinen Baum, der sein Pferd war. Ein gemeinsamer Baum war das Kamel, darauf konnten gleichzeitig drei Kinder sitzen. Es gab manchmal Brennesselkriege. Davon zogen sich die Jüngeren ganz gern zurück. Doris verstand es besonders gut, anderen Hiebe zu versetzen.

Am Nachmittag machten wir unter Mamas Führung fast jeden Tag Ausflüge. Daher kannten wir die Umgebung von Kodshori sehr gut. Als wir einst auf einem unserer Spaziergänge in der Ferne die Häuser von Elisabethtal, wie Mama meinte, sahen, reifte der Wunsch, dorthin zu wandern. Mama war das letzte Mal in ihrer Jugend dort. Sie hatte genug Mut - ich kann das ruhig sagen - eine Exkursion zu organisieren. Wir acht Kinder, darunter zwei Burschen, ein junger Mann, Mama - das war, wie ich mich erinnern kann, unsere erste Gesellschaft. Zuerst ging es den Ker-Ogly hinunter, ein ziemlich steiler Abstieg, bis wir auf ebenes Land kamen. Mama hatte sich sehr gut in der Gegend orientiert, obwohl viele Jahre vergangen waren, seit sie das letzte Mal diesen Weg zurückgelegt hat. Und dann standen wir vor Elisabethtal mit seinen hübschen weißen Häusern auf dem gegenüberliegenden Ufer der Alget als gerade ein Gewitterregen mit kleinem Hagel niederprasselte. Wir waren auf offenem Gelände und hatten keinerlei Deckung. Die Kleinsten von uns wurden von den Großen nach Möglichkeit geschützt. Von der anderen Seite der Alget wurde uns zugerufen: „Schnell über den Fluß! Schnell! Schnell!" Nach dem Regen war der Bach, wie die Alget von den Kolonisten genannt wurde, angestiegen, da es in den Bergen auch geregnet hatte. Die herbeigeeilten Kolonisten halfen uns, glücklich über den Fluß hinüber zu kommen und wir waren am Ziel. Zur Herberge gingen wir in das Gasthaus. Alles war neu und interessant. Die Bratkartoffeln in viel Fett waren eine königliche Mahlzeit, die wir lange nicht vergessen konnten. Mama suchte nun ihre Verwandten auf. Großmama Wetzel, geb. Frick, stammte ja aus Elisabethtal. Hier lebten noch zwei jüngere Brüder von Mama, Karl und Immanuel. Karl war ein schöner, hochgewachsener Mann. In meinem Kindergedächtnis waren seine ruhig gesagten Worte nach der Revolution haften ge-

blieben: „Man muß mit den Wölfen heulen." Onkel Immanuel war breitschultrig, rotblond, blauäugig und sehr gutmütig. Seine mächtigen Hände und Füße machten auf uns einen großen Eindruck. Bei unserem nächsten Besuch übers Jahr sind wir bei Onkel Immanuel abgestiegen. An der großen Wassermühle wollte Fritz seine Jacke, seinen „Talar", wie er sie nannte, von einer Anhöhe herunterfliegen lassen. Aber sie wollte nicht gerade fliegen, sondern blieb am Hang an Brombeerbüschen hängen. Nach großem Bemühen gelang es, sie von den stacheligen Büschen loszureißen. Auf Anraten der Verwandten nahmen wir den Rückweg über das Kobi-Kloster. Es war ein Männerkloster, das damals noch als Kloster diente. Wir wurden von einer größeren Gesellschaft begleitet, die uns bis dahin führte, wo man den Weg nicht mehr verfehlen konnte. Das Kloster lag in einer schönen Schlucht an einem kleinen Bach. Die Mönche hatten eine wohlgeordnete Wirtschaft, befaßten sich auch mit der Bienenzucht. Fast gleich hinter dem Kloster begann der ziemlich schroffe Aufstieg nach Kodshori und danach kam die Schlucht, wo mehrfaches Echo erschallte mit steilen Felswänden und einem schmalen Weg am Fuße der Wände. Es war beeindruckend. Danach geht der Weg in den Kodshoriwald. Dieser Weg war schöner und leichter als über den Ker-Ogli, aber länger. Der erste Ausflug hat so viel schöne Eindrücke hinterlassen, daß wir ihn dann alljährlich wiederholten, solange wir uns in Kodshori aufhalten konnten. Es dauerte nicht sehr lange, dann griff die Politik immer tiefer und fühlbarer in unser Leben ein.

Noch einige Erinnerungen aus Kodshori:
Der Stadthalter, Nikolai Nikolaiwitsch Romanov, hielt sich im Sommer in Kodshori auf. Seine Kosaken sangen jeden Abend und das klang so wunderschön und war weit zu hören.

Eines morgens gab es Alarm. Der kleine Herbert wollte im Keller - der Kellerdeckel war geöffnet - ein Hühnchen, das hinuntergefallen war, fassen und befand sich plötzlich im Wasser. In diesem Jahr stand das Grundwasser sehr hoch und der Keller war voll mit Wasser, bis an die oberste Stufe der Treppe. Zum Glück war das Dienstmädchen neben Herbert und es geschah kein Un-

glück. Wir mußten immer Hüte tragen. Nichtsdestotrotz bekam ich einen Sonnenstich. Ich erinnere mich gut daran, daß ich auch in diesem Sommer Nesselfieber hatte. Jeden Morgen lag ein Berg von Tschurek, den langen georgischen Broten, auf dem Balkontisch, die der Bäcker jeden Tag brachte. Die gute Luft von Kodshori machte auch einen guten Appetit.

Während des Krieges gingen wir einmal auf der oberen Chaussee am Hause eines Generals vorüber. Die Fenster waren geöffnet. Da schrie eine Cousine, ich weiß nicht mehr, welche es war, ins Fenster hinein: „Kaiser Wilhelm!" Wir machten uns natürlich schnell davon; es blieb aber alles ruhig. Nach der Sowjetisierung wurden die Häuser nationalisiert und jedes Zimmer einzeln vom Staat vermietet. Wir sind recht oft bei unseren Spaziergängen später nach Kodshori gekommen und sahen auch die Häuser, die ein immer schäbigeres Aussehen annahmen. Eines von ihnen ist ganz verschwunden. Es sah alles so verwahrlost aus. Der „Kurort" war furchtbar schmutzig. Wir aber haben Kodshori in Erinnerung, so wie es einst gewesen ist: Sehr schön.

Doris und Minny konnten noch ungestört das Gymnasium absolvieren. Zur Zeit der menschevistischen Regierung gründete der Architekt Martin Jäckel aus der Deutschen Armee in Transkaukasien in Tbilisi das deutsche Realgymnasium. Nun hatte die Volksschule die Möglichkeit, ihren Schülern eine weitere Ausbildung zu bieten. Herr Gustav Pfeffer war der Direktor der Schule, ein kluger, gebildeter Mann und ein guter Administrator. Er war streng, aber deshalb klappte auch alles und die Schüler verließen die Schule mit guten Kenntnissen. Die Schule mußte sich mit den alten Gebäuden begnügen; aber allmählich wurden auch hier Neuerungen durch Herrn Pfeffer durchgeführt. Das Realgymnasium bekam den ersten Stock des Pastorats. Wir mußten nun den zweiten Stock beziehen. Später wurde auch Vaters Kabinett in eine Klasse des Gymnasiums verwandelt.

Ich möchte über eine Exkursion erzählen, die Herr Pfeffer 1925 unternommen hatte: Ich war schon mit der Schule fertig, aber Herr Pfeffer hat mich aufgefor-

Familienbild von 1922

Frieda 2. Reihe, erste von rechts

dert, teilzunehmen. Einst war ich seine Lieblingsschülerin und auch häufig seine Partnerin beim Schachspiel. Und so kam es, daß Erika und ich zusammen wanderten. Ich habe damals eine Reisebeschreibung abgefaßt und hatte auch Zeichnungen dazu angefertigt. Aber dies ist alles in die NKWD gekommen. Die Marschroute war Tbilisi - Ossetische Heeresstraße - Vladikawkas - Georgische Heeresstraße - Tbilisi. Herr Pfeffer hatte es gewagt, diese Wanderung mit einer Gruppe Schulkinder zu unternehmen. Er forderte auch einige junge Leute aus Helenendorf dazu auf, so daß wir „Männerbegleitung" hatten. Bis Tschiatura fuhren wir und dann ging die Fußwanderung los. In Tschiatura haben wir auch in die Schächte hineingeguckt[1]. Nach Satschchere kam eine gefährliche Strekke - Raubüberfälle. Diese Räuber waren entweder aus der Bevölkerung, die nicht mit der neuen Regierung einverstanden waren, oder Kulaken, die geflohen waren. Sie hielten sich in den Bergen und Wäldern auf. In der Dunkelheit kamen wir zu unserer Herberge, die schon fest verrammelt[2] war. Wir erhielten Einlaß und danach wurde wieder alles mit Baumstämmen verrammelt. Nach uns kamen noch ein paar Fußgänger, die sich verspätet hatten. In der Nacht gab es eine kleine Schießerei, die aber keine bösen Folgen hatte. Am nächsten Tag gingen wir alle aus der Herberge unter Bewachung weiter. Ein paar Mal wurde Halt gemacht, weil etwas verdächtig erschien. Wir passierten aber glücklich diese Stellen und setzten unseren Weg fort. Die Natur blieb schön, obwohl der Mensch sich überall einmischte. Des öfteren haben wir unter freiem Himmel übernachtet. Je näher wir dem Kaukasischen Gebirge kamen, um so höher wurden die Berge, um so tiefer die Schluchten, um so blauer der Himmel und um so reiner die Luft. Großen Eindruck hat die Ardon-Schlucht hinterlassen. Schon am Anfang war sie eng und wurde immer enger. Hohe, steile Felswände faßten die Schlucht ein. Auf einer Seite rauschte der wilde Ardon, auf der anderen Seite zog sich ein ziemlich schmaler Weg hin, auf dem fast alle paar Schritte eine warme Schwefelquelle aus der Erde hervorquoll. Die Luft war von Schwefelwasserdampf erfüllt; das Atmen fiel schwer. Hoch über uns sah man einen Streifen Himmel. Man freute sich, aus dieser Schlucht wieder herauszu-

[1] geschaut
[2] verriegelt

kommen. Dann erreichten wir die schönen Orte Uzera und Schowi. Diese mächtigen Tannen, dieser herrliche Wald. Aber die Bevölkerung war arm. Viele Jahre später kamen meine Schwester Ella und ich in diese Gegend. Die Natur war schön geblieben, aber die Bevölkerung ist nicht reicher geworden. Als wir dort Eier bestellten, wurden uns so kleine Eier gebracht, fast wie Taubeneier, und durchsichtige Milch. Die Bevölkerung rühmte sich mit „Wir haben frische Luft und gutes Wasser!" - aber auch nicht viel mehr. Der Wald wurde lichter und endete schließlich. Wir hatten die Alpenzone erreicht - wir waren am Mamisson-Paß. Mächtige Schneefelder. Ging man auf den Wiesengrund, so sank der Fuß in einem weichen, nassen Grasteppich. Hier und da ein Enziankõpfchen und über uns der Himmel so nah. Es war ein überwältigendes Gefühl, so hoch in den Bergen zu sein. Wir mußten uns aber beeilen, bis zum ersten bewohnten Ort im Nordkaukasus war es noch weit. An diesem Tag haben wir ungefähr vierzig Kilometer zurückgelegt. In der Nacht kamen wir endlich in Glola an, begrüßt von einem Rudel Hunde. In der Schule des Ortes fanden wir eine Herberge. Am nächsten Tag lernten wir die ossetische Bevölkerung kennen. Kow heißt Kuh - und noch einige andere Wörter habe ich mir gemerkt, aber inzwischen wieder vergessen. Fandarast (Auf Wiedersehen!) freundliche ossetische Bevölkerung. Endlich erreichten wir Wladikawkas, die Hauptstadt von Nord-Ossetien. Die Hälfte des Weges war zurückgelegt. Jetzt mußten wir uns nach Süden wenden, wieder unserem Heimatort zu über die Darial-Schlucht, den Kreuzpaß, dort wo bei der Auswanderung unserer Vorfahren meine Ururgroßmutter Wetzel ums Leben gekommen war, und dann immer weiter hinunter von den wunderbaren Berghöhen und Matten. Nach der Ossetischen Heeresstraße machte die Georgische Heeresstraße auf uns keinen überwältigenden Eindruck mehr. Dort war alles höher, größer, mächtiger, wilder. Natürlich war eine gewisse Müdigkeit Grund dazu, daß wir nicht alles so frisch in uns aufnehmen konnten. Nach dreißig Tagen waren wir glücklich in Tbilisi angekommen, tief beeindruckt von der mannigfaltigen Schönheit der Natur des Kaukasus, der unsere Heimat geworden war.

Jahre vergingen, die Zeiten änderten sich. Oberpastor Baron von Engelhardt bemühte sich vergebens, unseren Vater zu überreden, Georgien zu verlassen und in unsere Urheimat zurückzukehren. Die Zukunft würde nichts Gutes den Deutschen bringen. Mein Vater sah aber als seine Lebensaufgabe an, hier in seiner Gemeinde zu wirken. Nach Oberpastor Engelhardts Abreise wurde Vater zum Oberpastor gewählt. Nach der Sowjetisierung 1921, als Kirche und Staat getrennt wurden, erhielt Vater kein Staatsgehalt mehr. Das Geld im Hause wurde rar. Die Gemeinden beschlossen, ihre Pastoren mit den Früchten ihres Feldes zu bezahlen. Wir bekamen Kartoffeln und Mehl. Ich erinnere mich nicht mehr, ob noch anderes dazukam, aber wir litten keine Not. Zur Zeit der reifen Obsternte wurde Vater reichlich mit Obst beschenkt, wie zu den Feiertagen mit Kuchen, über die wir uns immer sehr freuten. Aber Geld zum Leben war auch nötig. Da entschloß sich Mama, Kinder in Pension zu nehmen, was damals üblich war. Die Kinder sollten in deutsche Familien kommen, damit ihnen das Lernen in der deutschen Schule leichter fallen würde. Am Mittagstisch saßen nun nicht nur wir Kinder, sondern auch noch eine Anzahl Kinder verschiedener Nationalitäten: Georgier, Aserbeidschaner, Armenier, Lesginer, Russen, Juden. Sogar ein türkisches Mädchen, Assude Mukidden, war in unsere Familie gekommen; sie war ein liebes Kind, das unsere Mutter schließlich auch Mutter nannte und von ihr wie ein eigenes Kind behandelt wurde. Am Anfang ihres Hierseins hatte sie immer ihr Wörterbuch bei sich, wenn sie etwas sagen wollte. Aber bald benötigte sie es nicht mehr.

Wir Größeren mußten lernen, Lehrer zu sein. Wir unterrichteten manche der Kinder in Deutsch oder halfen ihnen in anderen Fächern nach. Es ist nicht leicht, den Schulunterricht in einer fremden Sprache zu unterrichten. So kam es, daß Ella und ich schon mit dreizehn Jahren Schüler hatten und Geld verdienten. Wir konnten dann selbst unsere Musikstunden und unseren Englischunterricht bezahlen. Wie ich bereits sagte, bekam Vater nach der Revolution kein Gehalt mehr. Einer meiner Schüler war aus einer Kolonie und da bekam ich für den Unterricht Eier, die ich fast alle selbst essen durfte. Doris und Minny besuchten Fröbel-Kurse. Doris arbeitete in einem deutschen Kindergar-

ten. Minny bezog die Kunstakademie, Ella wurde Studentin des Konservatoriums. Ich wollte nach Deutschland, um mich auf dem theologischen Gebiet auszubilden und später zu betätigen. Auf meine Eingabe um die Ausreiseerlaubnis bekam ich eine Absage, nach einem Jahr eine zweite. Um nicht Zeit zu verlieren, bezog ich als Fernstudentin die höheren Kurse für Ausländische Sprachen, der deutschen Abteilung. Erika war hier Studentin des Kurs III.

In dieser Zeit war Ella Organistin an unserer Kirche. Als ihr aber deswegen im Konservatorium Unannehmlichkeiten gemacht wurden - ihre soziale Herkunft paßte nicht und Orgelspiel in der Kirche sei religiöser Kult - mußte sie das Orgelspielen lassen und ich übernahm diese Arbeit. Ella wurde aber doch wegen der sozialen Herkunft (Pastorstochter) ausgeschlossen. Erst nach längerer Zeit gelang es ihr, wieder ins Konservatorium aufgenommen zu werden und es zu absolvieren. Daraufhin kam sie nach Kutaissi und betätigte sich als Musiklehrerin am Musik-Technikum. Außerdem gab sie Klavierkonzerte, die großen Erfolg hatten. Sie war für die Bühne wie geschaffen, vor allem musikalisch begabt, hatte eine königliche Gestalt, ein schönes Gesicht und schöne Arme und Hände. Einige Jahre verbrachte sie in Kutaissi. In jener Zeit war es unzulässig, das Orgelspiel zu erlernen. Ich hätte es unbedingt getan. Heute hat sich das geändert.

Für Herbert war die Zeit gekommen, die Hochschule zu beziehen. Aber auch hier gelang es nicht, die Schranken zu durchbrechen. Minny bemühte sich sehr darum, ihm zu helfen. Alles war umsonst - Pastorssohn. Trotzdem hat Herbert es in seinem Fach - Konstrukteur - so weit gebracht, daß er ein guter Spezialist wurde. Erika lernte am Musik-Technikum. Sie hatte sehr gute musikalische Anlagen. Gertrud ging ganz in ihrem Sport auf: Leichtathletik.

Die Politik griff noch nicht in unser Leben ein, sie umlauerte uns nur. Da kam eine Anfrage von unserer Tante Hilda von Vacano, ob nicht eventuell Doris nach Baku kommen könnte, um mit ihren zwei Kindern zu arbeiten und sie für die Schule vorzubereiten. Doris paßte das zu dieser Zeit nicht und ich erklärte

mich dazu bereit. Tante Hilda war einverstanden und so machte ich mich auf den Weg. Der Zufall hat es so gewollt, daß Tante Hilda sowohl Vaters als auch Mutters Cousine war, obwohl zwischen Vater und Mutter kein Verwandtschaftsband bestand. Tante Hildas Mutter, Wilhelmine Kopp (Mayer'sche Verwandtschaft) heiratete Kaspar Wetzel (Mutters Verwandtschaft). Kaspar Wetzel war der Bruder unseres Großvaters Friedrich Wetzel und hatte ebenfalls eine Bierbrauerei. Er starb in jungen Jahren und Großtante Wilhelmine heiratete ihren Braumeister Richard Dietrich. Dieser Ehe entsproß Hilda. Sie heiratete den Sohn des Gründers der bekannten Bierbrauerei in Samara, Erich, Ritter von Vacano. Tante Hilda war ein sehr lieber Mensch, hat aber früh die schwere Hand des Schicksals zu fühlen bekommen. Schon als junge Frau mußte sie einen Hörapparat tragen und bald verlor sie das Gehör vollständig und keine Kapazität konnte ihr damals helfen. Onkel Erich hatte eine Filiale der Brauerei Samara in Baku in Arende. Und so kam es, daß die Familie auf dem Sych - außerhalb von Baku - am Ufer des Kaspischen Meeres lebte. Ein schönes Haus direkt am Wasser; ich hatte mein eigenes Zimmer. Als ich am ersten Abend an das große Fenster trat, war ich hingerissen von dem wunderbaren Bild: Oben der Sternenhimmel und unten die Spiegelung im Wasser. Wir waren bald Freunde und machten unsere Arbeit. Mir fehlte noch viel an Erfahrung, so daß ich mich krampfhaft an das Programm hielt. Aber es zeigten sich doch positive Resultate. In Musik konnte ich mich unterrichten lassen, so daß ein guter Lehrer aus Baku herbeigezogen wurde. Tante Hilda ließ mich auch diese Musikstunden nehmen. Ich habe mich gut in Tante Hildas Haus gefühlt; mit meinem Cousin und meiner Cousine bestanden freundschaftliche Beziehungen. Mit Oli habe ich bis heute noch Briefwechsel, Tante Hilda und Onkel Erich sind vor Jahren gestorben, Alfred ist im Krieg gefallen.

Im Mai 1928 kamen wir alle, auch Großtante Dietrich, nach Tbilisi. Jetzt mußten wir, Erika und ich, uns energisch ans Lernen machen, denn es galt, das Abschlußexamen abzulegen. Es ging ganz gut, nur in Literatur bin ich knapp durchgekommen. Meine Schulausbildung habe ich im klassischen Realgymnasium abgeschlossen und historischer Materialismus war für mich ein leerer Be-

griff. In den Kursen war der Unterricht bereits auf einer neuen Basis aufgebaut. Das Thema war „Soziale Probleme in den Werken G. Hauptmanns". Etwas habe ich zusammengebraut, aber die nötigen Bezeichnungen und Definitionen waren mir nicht geläufig. Erika konnte die Konstitution der UdSSR nicht bewältigen und ist zweimal durchgeplumpst[3], ehe sie es geschafft hatte. Tante Hilda ist nach einem Monat mit den Kindern nach Baku zurückgefahren, Tante Dietrich blieb bei ihrer älteren Tochter Mascha in Tbilisi. Tante Hilda mit Familie ist bald danach nach Österreich gefahren.

Den Sommer verbrachten Mama, Minny, Ella und ich in Mamutli, dem gewesenen Gut der Barone von Kutschenbach. Hier arbeitete Frank Kutschenbach, Minnys Verlobter, als Spezialist in der Käsewirtschaft. Kutschenbachs, die ältere Generation, besaß drei Güter in den Bergen, inmitten der ausschließlich tatarischen Bevölkerung. Hier gründeten sie die Käserei zur Herstellung von Schweizer Käse. Nach der Sowjetisierung wurde alles nationalisiert und die Käserei wurde Staatseigentum. Einmal machten wir uns in den Bergen auf die Suche nach Himbeeren. Unterwegs trafen wir nur zwei Kinder, sonst war es still und ruhig im Wald. Plötzlich machte uns der Führer ein Zeichen für „Halt!" Ein Schuß, er lief vorwärts - und da lag ein mächtiger toter Wolf. So ein schönes Tier! Er hielt im Maul ein Stückchen Brot, das die zwei Kinder wahrscheinlich verloren hatten, die kurz vorher diesen Weg gegangen waren. Der Wolf wurde als Trophäe ins Tal befördert. Am Abend fand eine interessante Prüfung statt. Der tote Wolf wurde an einem Baumstamm gelehnt und alle Hunde im Umkreis - es waren mehr als zwanzig - wurden auf ihn gehetzt. Die meisten Hunde waren große kaukasische Schäferhunde. Ein einziger wagte es, ein paar Schritte dem Wolf entgegenzulaufen, dann machte auch er mit eingezogenem Schwanz kehrt. So groß muß die Furcht der Hunde noch vor einem toten Wolf sein.

Einst ritten wir nach Worontskowa. Das war ein großes Molokanerdorf an der georgisch-armenischen Grenze. Es zog sich an einer mehrere Kilometer langen Straße hin und lag ziemlich hoch in den Bergen. Es war schön, in so einer Ka-

[3] durchgefallen

valkade[4] zu reiten. Der Weg war recht lang. Als wir dann bei unserem Gastwirt, einem Tataren, saßen, fiel plötzlich ein Schuß. Wir hörten die Kugel ganz in der Nähe vorbeisausen. Sie traf den Bruder des Wirts in den Arm. Blutrache! Im Jahre 1928 - soweit ich mich erinnern kann - war die Ursache der Raub einer Frau, ich glaube sogar, einer deutschen Frau. Minny hat dann dem Verwundeten einen Verband angelegt.

In Manutli haben wir alle mit großem Vergnügen Stipmilch aus Büffelmazoni mit Himbeeren gegessen. Eine köstliche Speise. Der Sommer ging zu Ende und wir kamen alle erfrischt und gestärkt in die Stadt zurück. Die Zeitung brachte mit Verspätung die Todesanzeige von Großtante Dietrich. Zu diesem Zeitpunkt habe ich meine dritte Absage wegen der Ausreise bekommen.

Nun traten Veränderungen in unserer Familie ein: Doris und Minny heirateten. Doris beschloß, den Ehebund mit Bruno Franke, einem nicht sehr sympathischen Geschäftsmann, einzugehen, Minny heiratete Frank von Kutschenbach und zog nach Manutli. Fritz war schon 1924 zum weiteren Studium nach Deutschland gereist. Während der Praxis vor dem Studium passierte Fritz etwas sehr Unangenehmes: Seine Ersparnisse, die er zu Hause für sein Studium erarbeitet hatte, wurden ihm gestohlen. Als wir davon erfuhren - ich erinnere mich nicht mehr, wer uns das berichtete - wurde in einem Schrank eine Sparbüchse aufgestellt, in die jeder reinlegte, soviel er konnte. Das Geld wurde Fritz geschickt. So bescheiden diese Hilfe war, so war sie doch für Fritz eine moralische Unterstützung. Ella arbeitete jetzt in Tbilisi an einer Musikschule. Herbert betätigte sich als Zeichner und Konstrukteur. Erika lerne im Musik-Technikum und arbeitete als musikalische Leiterin im Kindergarten. Gertrud ging im Sport ganz auf.

Ich flog wieder aus, diesmal nach Jerevan, um ein junges Mädchen in Deutsch vorzubereiten, die Tochter des Prorektors[5] der Universität. Solja wollte nach

[4] prachtvoller Reiterzug
[5] Stellvertreter des Rektors

Leningrad. Da schlug ihr Vater ihr vor, die Jerevaner Universität zu beziehen und nicht das Elternhaus zu verlassen. Sie erklärte sich einverstanden. Auch mir schlug Professor Areschjan vor, hier Studentin zu werden. Nach ernsthafter Überlegung - von hier komme ich nicht fort und habe schon drei Absagen auf meinen Ausreiseantrag - beschloß ich, die Biologische Fakultät zu wählen. Natur, Leben - beides interessierte mich und hat mich ein bißchen dafür entschädigt, daß ich davon absehen mußte, meinen Wunsch in die Tat umzusetzen. Ich brauchte keine Eintrittsexamen abzulegen, da ich die höheren Kurse absolviert hatte, sollte aber einem politischen Kollegium unterzogen werden. Ich wurde gefragt, welche Aufgaben gegenwärtig im Vordergrund stehen. „Kollektivierung und Liquidierung der Kulaken als Klasse" war meine Antwort. Das klappte gewissermaßen, dabei hatte ich keine Ahnung davon, daß Liquidierung Tötung, Ermordung, Hinrichtung, Vernichtung heißt. Meine Antworten waren nicht glänzend, aber ich wurde aufgenommen. Nun begann wieder ein neues Leben. In den Laboratorien kam ich leicht mit, aber die Vorlesungen in armenischer Sprache gaben mir nichts. Also hieß es wieder, alles selbst durchzuarbeiten. Das Material hierfür benutzte ich in russischer und deutscher Sprache und konnte schließlich in einem Semester fast alles für zwei Semester in deutscher und russischer und gemischter (deutsch-französischer) Sprache ablegen. Im weiteren wurde aber verlangt, daß ich die armenische Sprache erlernte.

Im Sommer kam ich nach Hause zurück. Schon ein paar Jahre lebte in unserer Familie Wilhelm Bauer aus Traubenberg. Papa unterrichtete ihn, damit er das Predigerseminar in Leningrad beziehen konnte, wie es sich Wilhelm wünschte. Wilhelm schlug uns Schwestern, Ella, Frieda, Erika, vor, für ein paar Tage zu seinen Eltern nach Traubenberg zu fahren. Wir waren einverstanden und machten uns auf den Weg - nicht ahnend, war für ein gefährliches kaukasisches Erlebnis auf uns wartete. Wir wurden freundlich aufgenommen, das Wetter war schön, wir verbrachten angenehm die Zeit. Zum Abschluß unseres Aufenthaltes wollten wir noch an den Chram-Fluß baden gehen, was beabsichtigt war, und wir hatten auch dazu unsere Badekostüme mitgenommen. Wir

wanderten durch die Gärten, bis wir an ein einladendes Plätzchen am Fluß gekommen waren. Mit Vergnügen stiegen wir ins Wasser. Er war herrlich. Plötzlich standen fünf bewaffnete Tataren am Ufer. Sie riefen Wilhem zu sich und sprachen tatarisch mit ihm. Er übersetzte uns. Sie suchten ihre Büffel und wollten wissen, ob wir sie nicht gesehen haben. Schroff änderten sie mit einem Mal den Ton und sie verlangten, daß wir aus dem Wasser steigen sollten. Was tun? Kaum hatten wir das Ufer betreten, packten uns drei von Ihnen und zerrten uns ins Gebüsch. Die zwei anderen nahmen Wilhelm in Gewahrsam. Wie lange hätten wir den kräftigen Männern, die dazu noch bewaffnet waren, standhalten können? Sie schlugen mit der flachen Seite ihrer Dolche auf uns ein und zerrten an unseren Badekostümen. Wie lange dieser Kampf gedauert hat, wissen wir nicht. Plötzlich - oh Wunder - waren die Banditen wie von einem mächtigen Sturmwind weggeblasen. Fort waren sie, keine Spur mehr von ihnen. Als uns das Bewußtsein wieder kam, war der erste Gedanke „fort von hier und zwar so schnell wie möglich." Da hörten wir Menschenstimmen, die sich näherten. Das waren also unsere Retter. Die wachhabenden Banditen haben sie rechtzeitig gesichtet und alle haben dann die Flucht ergriffen. Schnell anziehen und fort. Aber von unseren Kleidern war keine Spur mehr da. Trotz der Eile haben die Tataren unsere Kleider und Schuhe mitgenommen, nur Ellas leichte Schuhe haben sie zufällig zurückgelassen. Da Menschen in der Nähe waren, konnten wir uns ruhiger auf den Rückweg machen. Da passierte es mir, daß ich nach dem von uns erlebten Schock keinen Schritt mehr barfuß machen konnte. Wilhelm mußte mich auf den Arm nehmen und tragen. Die Bestürzung seiner Eltern war groß, als sie von diesem Überfall erfuhren. Wir waren so empört, daß wir sofort Meldung an die Behörde machen wollten. Davon rieten Wilhelms Eltern aber ab, da in allen Behörden Tataren saßen, die ihre Landsleute nicht herausgeben würden. Außerdem hatten wir keinen Tatsachenbeweis. Wir mußten schließlich den vernünftigen Ratschlägen folgen und froh sein, daß uns nichts Schlimmeres geschehen war.

Als wir am nächsten Tag zu Hause ankamen, merkte Vater sofort, daß etwas nicht stimmte und mußte nun seinerseits mit Bestürzung Wilhelms Bericht an-

hören und er war gleichzeitig froh, daß uns nicht das Schlimmste widerfahren war. Ob es uns was genützt hätte, wenn Wilhelm Widerstand geleistet hätte, bleibt offen. Die Banditen waren alle mit Dolchen bewaffnet und wir hatten keine Waffen. Sie hätten uns leicht einen Dolchstich versetzen können, wenn das nicht doch für sie auch gefährlich gewesen wäre. Unsere vielen blauen Flecke am ganzen Körper waren für längere Zeit Beweise des Kampfes, den wir zu überstehen hatten. In unserer Not hatten wir nach unserer Mutter geschrien, so wie kleine Kinder es tun. Unsere Mutter war in dieser Zeit in Kodshori bei Doris, die sich dort mit ihrem ersten Kind aufhielt.

Im Herbst erwirkte ich in Jerevan die Erlaubnis, mich aus der Jerevaner Universität in das Institut für Subtropische Kulturen einschreiben zu lassen und konnte nun in Tiblisi weiterstudieren. - Bei allen ging das Leben seinen mehr oder weniger normalen Lauf.

Es war die Stille vor dem Sturm, der sehr bald ausbrechen sollte. Das Jahr 1931 nahm seinen Anfang. Jedes Jahr kam die Synode in Tiblisi im Pastorat zusammen. Die Deputierten aus allen Kolonien versammelten sich und regelten alle ihre Angelegenheiten. Die Synode wurde mit Gesang und Gebet eröffnet. Wir hörten so gern dem Männerchor zu, der sehr schön sang. Auch in diesem Jahr fing alles wie gewöhnlich an. Aber plötzlich erschienen zwei ungebetene Gäste - Mitarbeiter der NKWD - und meldeten, daß die Synodalversammlung aufgehoben und verboten ist. Verwirrung unter den Deputierten, aber man mußte sich fügen. Am späten Abend erschienen die NKWDisten bei uns und machten eine Hausdurchsuchung. Vaters Schreibtisch, Dokumente, Bücher - alles wurde durchstöbert. Zum Schluß lasen sie die Order zum Arrest unseres Vaters vor. Er wurde abgeführt. Es war ein sehr schwerer Moment - der Hausvater, der Pastor, der Leiter der Gemeinde - wurde aus seinem Milieu, aus seiner Tätigkeit herausgerissen. Eine Leere entstand. Die Ungewißheit drückte. Ungefähr eineinhalb Jahre dauerte die Zeit der Verhöre in der NKWD und der Aufenthalt im meines Vaters im Gefängnis. Nach diesen eineinhalb Jahren wurde Vater wieder freigelassen, aber nur solange, bis Moskau das endgültige

Pastor Richard Mayer
(ein Jahr, bevor er verhaftet wurde)
+ 1933

Urteil bestätigte. Leider hat Vater uns nichts von dem Erlebten in der Untersuchungshaft erzählt. Wir wären nicht so naiv gewesen, als die Reihe an uns kam. Aufgrund meiner Erfahrung kann ich nur annehmen, welche Beschuldigungen Vater angeklagt wurde. § 58 Punkt 10 ist allumfassend: Antisowjetische Ideologie, Agitation, Propaganda, illegale Literatur, etc., etc. Es war die Zeit, in der die Regierung das Volk zum Kampf gegen Religion, gegen die Kirche, gegen die Gläubigen aufrief. Jedes Wort des Leiters der Gemeinde kann als antisowjetische Agitation und Propaganda ausgelegt werden. Punkt 11 - Organisation. Es war die Zeit der Kollektivisierung und des Liquidierens der Kulaken. Als Pastor kam Vater in alle Kolonien, sah und hörte alles und konnte darüber anderswo erzählen, so konnte Punkt 6 - Spionage - angehängt werden. Zum Glück war noch das Jahr 1931; 1937 sah alles anders aus. Vaters anfängliches Urteil lautete fünf Jahre in Sibirien, Moskau bestätigte nur drei Jahre. Somit mußte Vater noch eineinhalb Jahre in Sibirien verbringen. Er hatte furchtbare Angst und sagte, daß dies sein Tod wäre. Erika erklärte sich bereit, Vater zu begleiten. Aber da äußerte Wilhelm Bauer seine Bereitschaft, Vater zu begleiten. Die Reise wurde vorbereitet. Vater und Wilhelm kamen nach Novosibirsk, von wo Wilhelm zurückgeschickt wurde und Vater nach Moskau transportiert wurde. Es soll ihm dort angeraten worden sein, nach Deutschland zu fahren. Er hat dieses Angebot nicht angenommen. Er erkrankte und kam ins Krankenhaus und soll bald darauf im Februar 1933 dort gestorben sein. Das erste Todesopfer in unserer Familie. Es sollten noch zwei weitere folgen. 1935 ist Ella speziell nach Moskau gefahren, um Genaueres über Papas Lebensende zu erfahren. Sie hat nicht Neues hinzufügen können. Ihr wurde angetragen, Vaters Urne zu nehmen, was sie ablehnte.

In Tiblisi wurde während des Gottesdienstes Vaters Hinscheiden gemeldet. Für die Gemeinde war dies eine sehr traurige Mitteilung. Vater war allgemein geachtet und geliebt. Vaters Amtsbrüder, Pastor Hahn und Pastor Zimmer, kamen gesund und frisch, jedoch ganz weißhaarig aus der Verbannung zurück. Sie sahen aus wie die Heiligen auf alten Bildern. Wie traurig, daß Pastor Mayer

nicht unter ihnen war. Die Lücke blieb, das Leben ging weiter. Der erste Akt der Tragödie, die unsere Familie getroffen hat, war zu Ende.

Es folgten einige relativ ruhige Jahre, in denen wir Kinder als reife Menschen unseren eigenen Weg fortsetzten, bis auch für uns, für die nächste Generation, die böse, unabwendbare Stunde geschlagen hatte.

Schwere Lebenswege

Das Leben macht keine Pausen

Unsere Mutter hatte noch ihre Kinder um sich - wenn auch nicht unter einem Dach. Doris hatte schon zwei Kinder. Minny heiratete nach ihrer Scheidung den Künstler Akopdschan Garibdschanjan, Ella arbeitete an einer Musikschule, ich machte Schluß mit dem Institut, nachdem ich eine schöne Zeit der Praxis am Schwarzen Meer durchgemacht hatte. Herbert war berufstätig. Ende 1932 heiratete ich meinen Mitstudenten Kolja Melikow. Vaters Verschickung stand bevor und er sagte mir, ich soll im Haus bleiben und das ehemalige Schlafzimmer der Eltern nach meiner Heirat beziehen. So geschah es auch.

Ende 1933 brachten Minny und ich am selben Tag unsere Mädchen zur Welt und Doris ihr drittes Kind. So kam wieder ein bißchen Freude in die Familie.
1934 fuhr Doris mit Mann und Kindern nach Deutschland. Erika sollte sie bis zur Grenze begleiten. In Moskau erkrankte sie an Diphtherie und mußte dort im Krankenhaus zurückgelassen werden. Daraufhin fuhr Ella nach Moskau, um Erika zu pflegen. Diese wurde gesund, aber Ella erkrankte nun auch. So mußte jetzt Erika auf Ellas Genesung warten und dann kamen sie zusammen gesund nach Hause zurück.

Den Sommer 1936 wollten wir in Daba verbringen. Wir mieteten uns ein Zimmer im selben Haus, in dem Minny sich eingemietet hatte. Am Tag vor unserer Abfahrt durchfuhr mich der Gedanke: „Vielleicht ist es das letzte Mal?" Jeder Pulsschlag wiederholte den Gedanken. Was sollte das letzte Mal sein? Warum so ein sonderbarer Gedanke? Er verfolgte mich ständig. Die Tagesarbeit verscheuchte ihn, aber am Abend hämmerte er wieder laut: „Vielleicht ist es das letzte Mal?" Am nächsten Morgen fuhren wir - Kolja, Ivetta, meine Tochter, und ich - nach Daba. Am Abend wieder der mich verfolgende Gedanke. Kolja blieb über Nacht bei uns; als er abfuhr, sagte Ivetta: „Wenn Papa wiederkommt, kommt auch die Kukuschka-Bahn". Mir kamen Tränen in die Augen. Keine Ku-

kuschka-Bahn brachte Kolja mehr zurück. Einige Tage verbrachten wir zu zweit - meine kleine Ivetta und ich. Die schöne Natur, die Stille, der Friede um uns - es war schön. Mein kleines menschliches Glück, meine Familie - stille Freude erfüllte mich. „Sterben? Jetzt sterben? Nein - das möcht ich nicht" - durchfuhr mich plötzlich der Gedanke.

Dann kam Ella mit Lilith, Minnys Töchterchen. Jetzt war es lustiger geworden; keine trüben Gedanken störten uns.

Auf einem unserer Spaziergänge trafen wir Dina, meine Freundin aus dem Realgymnasium, mit ihrem Kind. Sie erzählte uns, daß Gerüchte über Verhaftungen umlaufen. Sie fürchtete sehr um ihren Mann, der in den 20er Jahren wegen seiner Zugehörigkeit zur Opposition verhaftet wurde. So etwas konnte passieren, wenn man sich mit Politik befaßte. Uns konnte das nichts angehen. Das konnten wir uns doch nicht vorstellen, daß man mich in zwei Wochen holt, dann Ella und danach Erika. Unterdessen lebten wir vergnügt weiter. Erika kam für kurze Zeit. Bald wollte sie nach Leningrad fahren, um das Konservatorium zu besuchen.

Wir verbrachten unsere letzten Tage zusammen, wir drei Schwestern, die alle den schweren Weg der Gefangenschaft betreten sollten. Erika legte nur den Anfang des Weges zurück; Ende des Jahres kam sie ums Leben. Ella und ich haben den Weg bis ans Ende zurückgelegt, 1937 mußte Herbert nachfolgen.

Unsere Gesellschaft in Daba wechselte beständig: Erika und Ella fuhren nach Tbilisi, Minny kam auch, nach Erikas Abfahrt nach Leningrad kam auch Mama hierher, danach meine Schwiegermutter. Mein Mann hatte einen Monat im Militärlager, nicht weit von Daba zu verbringen. Meine Schwiegermutter und ich beschlossen, ihn zu besuchen. Es war ein sehr heißer Tag und wir nahmen mein Kind nicht mit. Wir freuten uns auf das Wiedersehen. Kolja war braungebrannt, hatte sich erholt. Ich habe vergessen zu sagen, daß meine Schwiegermutter und ich ein kleines Erlebnis bei der Ankunft in Surami, wo das Lager

Familie Melikowa im April 1935
mit Ivetta

aufgeschlagen war, hatten: Kurz vor dem Stationsgebäude hielt der Zug und die Passagiere sprangen aus den Wagen, um keine Zeit zu verlieren. Wir folgten den anderen und gingen dann an den Geleisen entlang zu dem Stationsgebäude. Ein Milizionär hielt uns an und führte uns in sein Arbeitszimmer. Wir hätten die Instruktion übertreten, da man nicht auf den Geleisen gehen durfte. Meine Schwiegermutter drückte ihm 10 Rubel in die Hand. Damit war die Sache erledigt, wir durften gehen.
Nun konnten wir ein paar Stunden mit Kolja verbringen. Wir freuten uns, daß seine Dienstzeit bald zu Ende sein wird und wir nächstes Mal in unserem gemütlichen Heim sein würden. Zum Abschied haben wir einander nicht geküßt, wir genierten uns vor den umstehenden Menschen. Die Kinder schliefen bereits, als wir zurückkamen.

Einmal saß ich auf einem niedrigen Bänkchen, da kam Ivetta von hinten an mich herangelaufen, umarmte mich fest und sagte: „Du bist meine liebe Mami." Das waren für mich Abschiedsworte. Kurz vor meinem Verschwinden machte mir meine Schwiegermutter Vorwürfe, ich würde das Kind von ihr abwenden. „Ja wieso denn und weshalb?" Weil ich immer mit den Kind Deutsch sprach. „Aber das Kind spricht doch so gut deutsch wie russisch." Sie hat mir noch andere Vorwürfe gemacht. Ich erinnere mich nicht mehr, um was es alles ging. Angenehm war es nicht. Ich war nicht gerade die erwünschte Schwiegertochter: deutsch, drei Jahre älter als der Mann (das hat man niemals gemerkt, ich sah immer jünger aus als ich war). Meine Schwiegermutter konnte stundenlang da sitzen und das Kind anhimmeln. Aber Kinder sind Kinder - beide Mädchen liefen flugs zu meiner Mutter hinüber, die mit ihnen spielte und sang.

Dann kam der 16. August. Es war schon dunkel, als ein Milizionär erschien und unsere Pässe zur Kontrolle verlangte. Ich dachte, daß Minnys deutsche Staatsangehörigkeit ihnen Kopfzerbrechen bereitete. Aber nein, meinen Paß hielt er einige Zeit in der Hand und meldete schließlich, daß ich mitgehen muß. Warum? Weshalb? Wir waren alle bestürzt. Der Milizionär sagte mir, was ich mitnehmen sollte und ich mußte meinen eigenen schweren Weg antreten. In der

Miliz in Borshomi fiel mir ein, daß in meiner Geldtasche Koljas Brief lag, den er unter der Tür durchgeschoben hatte, als er unerwartet uns besuchen wollte und niemand antraf. Meine Schwiegermutter, Ivetta und ich waren an diesem Tag nach Zagveri gefahren. In diesem Brief schrieb er, daß große Manöver bevorstehen und er erst nach Hause kommen könnte, wenn diese beendigt sind. Da dachte ich, daß vielleicht die Durchführung von Manövern ein Staatsgeheimnis ist. Kolja schrieb mir darüber, daß dieses für ihn und auch für mich gefährlich sein könnte. Ich mußte also den Brief vernichten. Aber wie? Als ich auf die Toilette gelassen wurde, zerriß ich den Brief in tausend kleine Stückchen und warf ihn ins Loch hinunter. Es war geglückt. In dieser Nacht habe ich wohl kaum ein Auge zugedrückt. Mein Kind, das ich schlafend zurückgelassen hatte, das Unbekannte, das Unbegreifliche, das mir bevorstand - was kann das bedeuten? Wohin werde ich geführt? Am nächsten Morgen ging es in Begleitung von zwei Milizionären zum Bahnhof. Im Wagen saß ich zwischen Ihnen. Die Passagiere begriffen bald, daß man mich meiden mußte. Als wir in Tbilisi ankamen, fuhren wir direkt auf den Rustaveli-Prospekt der NKWD zu und die schwere Tür schloß sich hinter mir. Ich hatte keine Ahnung davon, daß die große Welle der Verhaftungen in Bewegung gekommen war. Noch am selben Abend wurde ich dem Untersuchungsrichter vorgeführt. Allerlei Fragen, aus denen ich keine Schlußfolgerungen ziehen konnte, wurden mir gestellt. Auf dem Tisch sah ich ein Lineal mit den Buchstaben Eko. Ich entzifferte „Ökonomische Abteilung". Also deshalb, weil ich in Surami an den Geleisen entlang ging, verdächtigten sie mich eines Verbrechens. Ach, wie naiv man doch sein kann.

In der Zelle war ich einige Zeit allein. Ich wurde ziemlich oft zum Untersuchungsrichter zum Verhör gebracht. Er war Jude, an seinen Familiennamen kann ich mich nicht mehr erinnern, was eine psychologische Ursache haben muß. Die Fragen, die gestellt wurden, waren so allgemein und betrafen unsere ganze Familie, so daß ich es nicht begreifen konnte: Wer verkehrt in unserem Haus, Vaters Kollegen, was für Gesprächsthemen? Immer wieder kam der Untersuchungsrichter auf das Thema „Kolchos Kollektivisierung" zurück. Mit

großer Angst dachte ich daran, daß sie vielleicht noch meine Mutter verhaften, die doch mehr Umgang mit Vaters Amtsbrüdern hatte. Dann kam die Frage nach meiner Stellungnahme zur faschistischen Ideologie, die damit endete, daß der Untersuchungsrichter sagte: „Kommunismus - Faschismus - ist im Grunde dasselbe."

Ich war in einer geräumigen Zelle. Das oben angebrachte Fenster ging ins Freie hinaus. Es war natürlich vergittert und von einem eisernen Laden geschützt, aber dieser stand unter einem gewissen Winkel, so daß doch ein bißchen frische Luft hereinkam. Dann bekam ich Genossinnen. Einmal stand eine wunderschöne Frau im Türrahmen. Es war Sascha Darachwelidse, die ihre Jugend der illegalen Arbeit in der Partei gewidmet hatte. In den 20er Jahren war sie in der Opposition, mußte ihre fünf Jahre Verbannung absitzen, da sie die Deklaration nicht unterschrieben hatte, war sie jetzt wieder eingesperrt worden. Sie war höchst verwundert, als sie erfuhr, daß ich nichts mit Politik zu tun habe. Eine liebe, intelligente Frau. Sie sagte, daß sie sich nicht hätte vorstellen können, wohin eine Sache führt. Beria[6] hat ihnen gedroht, er werde es ihnen noch zeigen.

Unerwartet kam ich in eine andere Zelle. Es war eine furchtbare Zelle: kein Fenster ins Freie mehr, nur hoch oben an der Tür war ein schmales Fenster, schräg aufgeschlagen. Es ging in den Korridor. Tag und Nacht elektrisches Licht. Zweimal am Tage wurde man zur Toilette geführt. Übergabe von Lebensmitteln bekam ich nicht, nur ab und zu Wäsche. Meine arme Mutter! Manchmal wurde die Übergabe auch erlaubt. Einmal bekam ich die Wäsche von meinem Mann. Ein anderes Mal bekam ich die Wäsche meiner Schwester Ella. Alle mußten mitleiden. Da dämmerte in mir der Gedanke, daß Ella auch eingesperrt war. Ich sagte dem Wächter, das wäre die Wäsche meiner Schwester. Er ließ das Klappfenster offen, nahm Ellas Sachen und trug sie an das Ende des Korridors. Dort wurde das Fensterchen geöffnet und ich sah Ellas Hände und hörte auch ihre Stimme. Jetzt wußte ich, wo sie war, zu meinem

[6] Chef des NKWD

großen Herzeleid. Daraufhin brachte mir der Wächter meine Sachen von Ella. Nun paßte ich immer auf, wenn Ella an meiner Zelle vorbeigehen mußte und sang leise eine bekannte Melodie. Aber Ella konnte sich nicht vorstellen, daß ich in eine so schlechte Zelle gesteckt wurde. Als ich noch in der guten Zelle war, hatte ich dreimal Halluzinationen. Einmal trat Kolja leibhaftig aus der Wand heraus, einmal mein Kind und das alles in natürlichen Farben. Ich erschrak und wußte nicht, wie weit das noch gehen sollte. Einmal wachte ich auf, da mein Mann angeblich „Frieduschka" gerufen hat. Es wiederholte sich nicht mehr.

Der Untersuchungsrichter wollte mich soweit bringen, daß ich bekannte, Hitlers „Mein Kampf" gelesen zu haben. Wie oft er mir das wiederholt hat, weiß ich nicht, jedenfalls sehr sehr oft. Da träumte mir, daß ich auf Mamas Kommode das Buch gesehen hatte. Ein schwarzes Buch mit weißen Buchstaben auf dem Umschlag. Ich erzählte meinen Traum meinen zwei Genossinnen. Eine sagte, wenn ich das so deutlich gesehen habe, so müsse es sicher wahr sein. Mir wurde vorgeschlagen, eine schriftliche Aussage zu machen. Ich kluger Kopf tat dies dann auch. Später habe ich meine Aussage widerlegt. So kann man also bearbeitet werden, bis man schließlich selbst nicht mehr weiß, was Wirklichkeit ist und was nicht. Die Zeit war noch nicht gekommen, wo das Foltern allgemein abgeschafft wurde, doch meine Verhöre liefen friedlich ab. Heute weiß ich genau: Einer der Hauptgründe, weshalb ich am Leben blieb, war, daß ich keine Folterung durchmachen mußte. Davor blieb ich bewahrt.

In der NKWD gab es keine „Spaziergänge". Tag und Nacht in der Zelle kein frischer Luftzug. Als ich ungefähr nach einem dreiviertel Jahr in das Gefängnis überführt wurde, war ich gelb wie eine Zitrone und Ella wollte mir erst in zwei Wochen einen Spiegel geben. Sie war früher als ich aus der NKWD in das Gefängnis gebracht worden. Einmal hat mich der Untersuchungsrichter zu seinem Chef gebracht, in ein geräumiges, prachtvolles Kabinett. Ein paar NKWD-Isten in ihren glänzenden Uniformen waren auch da. Es war beeindruckend. Ich hatte zwei Briefe, die mir Vater nach Jerevan geschrieben hatte, als Andenken an ihn aufbewahrt. Nichts Besonderes war in den Briefen geschrieben, aber die

Tatsache, daß sie an mich geschrieben waren, sollte für mich etwas Negatives bedeuten. „Soll ich meinen Vater verleugnen und mich von ihm lossagen?" fragte ich. Die Antwort war: „Nein, das nicht, aber ..."

Einmal als ich mich allein in der Zelle befand, war ein schwaches Erdbeben. Lebendig eingeschlossen in ein einem steinernen Grab. Wie ich schon sagte, konnte ich mir keine Vorstellung davon machen, weswegen ich angeklagt werden sollte. Dann kam der Tag, an dem sieben Personen zusammengeführt wurden, von denen ich nur einen Englischlehrer von Sprachkursen her kannte. Wir waren in einer Gruppe, in die deutsch-englische, vereinigt wurden. Wir bekamen die Beschuldigung zu lesen. Dabei erfuhr ich, daß Ich der Spionage angeklagt wurde. Ich soll Aufträge in Baku von Lektor Tschakert von den Kursen für Ausländische Sprachen bekommen haben. Worin die Aufträge bestanden, wurde nicht gesagt. Diese Anzeige hat der Leiter des Lehrstuhls der Sprachkurse erstattet. Tschakert hatte gesagt „Frieda in Baku" und der Leiter des Lehrstuhls hat daraufhin beschlossen, daß dies Frieda Mayer, die Fernstudentin, sein müsse. In der Anklage ist Wahrheit und Lüge durcheinandergemengt. Zu Baku: Ich war in Baku im Hause meiner Tante, Tschakert soll zu mir gekommen sein - das war ganz unmöglich - denn wir lebten ziemlich weit außerhalb der Stadt, wo sich die Bierbrauerei Vacono befand. Wie sollte überhaupt jemand zu mir kommen, als ich in der Familie meiner Tante lebte? Gab es denn wirklich nur eine Frieda? Alles klingt so unwahrscheinlich. Deshalb mußte noch allerlei Nebel um alles gehüllt werden: Um meine ideologische und politische Einstellung, die Umgebung, in der ich aufgewachsen bin, mein Verkehr, u. a. m. Nun mußte man auf die Gerichtsverhandlung warten. Unterdessen waren Ella und ich zusammen im Gefängnis. Die Aufseherin war so menschlich, daß wir beide in eine Zelle durften. Wir lagen auf einer Bettstelle. Auf einem der Spaziergänge sahen wir Harry, unseren Cousin. Er rief uns zu: „Ella, Frieda, nur nicht den Mut verlieren!" Ella wußte, daß Erika in Leningrad verhaftet wurde. Nun warteten wir jeden Tag auf ihr Erscheinen hier in Tbilisi. Aber wir warteten vergebens. Dann kam der Tag, an dem Ella in den Gerichtssaal abgeführt wur-

de. Es vergingen Stunden, bis sie wieder zurückkam. Alle bestürmten sie mit der Frage: „Wieviel?" Sechs Jahre hat Ella bekommen.

„Wo ist Erika?" Ella brach in Tränen aus. „Erika ist nicht mehr am Leben, bei der Etappierung[7] aus Leningrad nach Tbilisi geriet sie in eine furchtbare Eisenbahnkatastrophe bei Rostow und kam um", so die offizielle Meldung, die unserer Mutter in der NKWD mitgeteilt wurde. Ein sehr tragisches Ende! Erika war erst sechundzwanzigeinhalb Jahre alt, voll Lebensenergie, begabt, zielstrebig. Sie war das zweite Todesopfer unserer Familie. Wir weinten bitterlich; wir konnten es nicht fassen, daß wir vor ein paar Monaten fröhlich in Daba zusammen waren und daß Erika jetzt tot ist. Unsere Mutter, unsere tapfere Mutter hatte so viel Kraft, um auf Ellas Frage nach Erika ohne eine Träne im Auge zu sagen, daß es ihr besser gehe. Erst nach der Gerichtsverhandlung hat sie alles erzählt. Welche Beschuldigung Erika zugeschoben wurde, weiß ich nicht. Es hatte ja auch keine wesentliche Bedeutung, da es ja doch erfunden war. Unsere arme Schwester Erika. Auch heute kann ich nicht ohne Tränen an sie denken, an ihr kurzes Leben mit dem so schrecklichen und tragischen Ende. Erika muß eine Vorahnung ihres tragischen Schicksal gehabt haben. Auf dem Bahnhof, als sie nach Leningrad abfuhr, beim Abschied von Mama und Ella, war sie ganz untröstlich und hatte bitterlich geweint. Mama hatte sie getröstet und ihr Mut zugesprochen. Es war der Abschied vor ihrem Tod.

Ellas Beschuldigungen waren in die Punkte 58, 10, 11, 12 gefaßt. Der allumfassende Punkt 10, Punkt 11 - Organisation - den konnten wir nicht erklären, Punkt 12 - etwas nicht melden, oder über jemanden etwas nicht melden. Sollten wir über unseren Vater etwas berichten? Was? Auch darüber haben wir gegrübelt und keine Antworten gefunden. Sechs Jahre. Wir wußten nicht, daß diese Frist bald als kleine Straffrist angesehen wurde, aber es sollten nicht sechs Jahre bleiben, denn Ella mußte noch das Ende des Krieges abwarten. Es war gut, daß wir zusammen waren. Wir konnten unser Leid teilen. Für kurze Zeit kamen wir in eine geräumigere Kammer, in der wir auch liebe Menschen

[7] Überführung

trafen - Mme. Bipert und meine spätere Freundin Hanna. Hier hat mich eine ältere Frau gesegnet, als ich ihr einmal in der Nacht beistand. Es war ihr nicht gut, sie saß auf ihrem Bett und stöhnte. Ich wachte auf und kam ihr zu Hilfe.

Draußen ging das rauhe Leben der 30er Jahre weiter. Im Gefängnis wurde das Regime verschärft. Die Verurteilten wurden von den Nicht-Verurteilten getrennt. Für uns hieß das, daß wir nun von einander losgerissen wurden. Wie schwer sind diese Augenblicke. Wieviel heiße Tränen kostete diese Zeit. Man war ein Spielzeug in einer grausamen Hand. Unsere Wege waren von nun an für viele Jahre getrennt. Jeder mußte seinen Weg alleine weitergehen. Und wie lange „diese Wege waren"! Wir, Ella und ich, blieben trotzdem am Leben. Wir hörten nur zufällig etwas voneinander. Ella sollte bald in den hohen Norden geschickt werden, südlich vom Polarkreis.

Ich mußte noch vor drei Gerichten stehen. Die Anklage 58, 6 (Spionage) brachte mich vor das Kriegsgericht. Als die Reihe an mich kam, sagte ich, daß diese Aussage nicht meine Worte wiedergibt. Der Vorsitzende forderte mich auf, an den Tisch zu treten und die Unterschrift zu betrachten. Ich sagte, daß es meine Unterschrift sei, aber ich konnte dies keinesfalls gesagt haben. Ob ich mich für schuldig erkläre? Nein! Es sei denn, daß ich irgendwie ausgenützt wurde. Alle Fragen wurden sehr korrekt gestellt. Mit Achtung erinnere ich mich dieses Gerichts. In dieser Gerichtsverhandlung war auch der Leiter des Lehrstuhls, der alle Anwesenden angezeigt hatte, mit dabei. Die Männer waren auf der Rückfahrt scharf aneinander geraten. Der Angeber Oserov sagte ihnen: „Wenn Du gern rodelst, mußt Du auch den Schlitten hinaufziehen." - ein russisches Sprichwort. Ich erinnere mich nicht mehr an die Details der Verhandlung. Das Richterspruch lautete: „Oserov - Todesurteil, die anderen fünf Jahre." Meine Sache wurde zur weiteren Untersuchung ausgeschieden. Mich konnte Befreiung erwarten. Wir wurden im 'Schwarzen Raben' zurückgebracht. Die Männer wollten auf Oserov losgehen und die Wache mußte sich einmischen. Ich dachte, er wollte sein Leben retten, indem er sich an Menschen klammerte, denen er das Leben durch seine Anzeigen zerschlug. Was helfen Vorwürfe? Im

Vorraum waren meine Mutter und Kolja. Wir durften nicht miteinander sprechen, sind aneinander vorübergegangen. Eine sehr schmerzliche Begegnung.

Die Zeit rollte weiter. Die Sturmflut von 1937 war in Bewegung gekommen. Niemand wurde mehr freigelassen. Ich bekam eine neue Anklage aufgrund desselben Materials mit den Punkten 10, 11, 12, 58, wie auch Ella. Jetzt wurde ich vor das Gericht des Spez-Kollegiums gebracht werden. Aus unserer Kammer[8] wurden Dina Kabatschnikowa und ich zusammen ins Gerichtsgebäude gebracht. Dort ging das Gerichtsverfahren schon wie auf den Rollband vor sich. Sie bekam zehn Jahre, ich acht. Es war am 18. August 1937. In den Kammern waren schon mehr Menschen als früher. Nach der Gerichtsverhandlung wurde ich ein bißchen krank, wollte mich aber nicht melden, denn der Abtransport stand bevor und ich würde dann getrennt werden von meinen Leidensgenossen.

Mama hatte die Erlaubnis für ein Wiedersehen erwirkt und kam mit meinem schon vierjährigen Töchterlein. Durch die Gitter getrennt durften wir miteinander sprechen. Ivetta hat natürlich die Tragik des Momentes noch nicht erfassen können: Die Mutter hinter einem Gitter. Und meine liebe tapfere Mutter, welch ein starker Charakter. Sie sagte mir, daß Kolja sich von mir scheiden ließe. Er hatte keinen starken Charakter und war jetzt allein zurückgeblieben mit seiner Mutter und den zwei Tanten. Es war das letzte Mal, daß ich meine Mutter sah. Als ich zurückgeführt wurde, traf ich meinen ehemaligen Schulkameraden Gogo Toroschelidse. Er sagte mir, daß mein Bruder Herbert auch hier sei und wegen seiner Arbeit am Sages verhaftet wurde. Also an Herbert haben sich auch schon rangemacht. Das war das einzige Mal, daß ich etwas über Herbert gehört hatte. Überlebt hat er nicht. Ob er erschossen wurde oder ob er eines natürlichen Todes gestorben ist, weiß ich nicht. Wahrscheinlicher ist es allerdings, daß er erschossen wurde, denn 1937 wütete und es wurden keine Unterschiede gemacht. 1962 habe ich seine Rehabilitierung in Tbilisi erwirkt. Da hieß es

[8] Zelle

kurz: post mortem, keine weiteren Erläuterungen. Herbert war 29 Jahre alt, als er in die Tretmühle geriet. Er war das dritte Todesopfer in unserer Familie.

Gogi Toroschelidse war der aktive Komsomolze, der es bewirkt hat, daß Ella aus dem Konservatorium ausgeschlossen wurde. Jetzt wurde auch er verhaftet. Er wurde erschossen. Sein Vater war Bolschewik, seine Mutter Menschevik.

Der Tag des Abtransportes kam. Wir wurden in Viehwagen geladen, gedrängt voll. In Nawtlug bekamen wir Wasser und es war mir möglich, mein rotes Höschen durchzuwaschen. Zum Trocknen preßte ich es durch das Holzgitter. Plötzlich hörten wir ein aufgeregtes Hin- und Herlaufen im Zug. Wir vernahmen die Worte „Rote Fahne". Du liebe Zeit, mein Höschen. Schnell zog ich es herein. Noch einige Zeit aufgeregtes Getrampel vor dem Wagen. Dann wurde es ruhig. Ein bißchen hatten wir zittern müssen. Zum Glück hat mich niemand verraten. Ein tragisch-komisches Erlebnis. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Es war ein schmerzliches Bewußtsein, daß man von allem, was einem lieb und wert war, losgerissen wurde. Wie ein Staubkörnchen fortgeblasen ins Ungewisse. In Baku wurden wir auf ein Frachtschiff umgeladen. Es ging über das Kaspische Meer nach Mittelasien, nach Krasnowodosk. Welch furchtbare Willkür, das Schicksal einer ungeheueren Zahl von Menschen zu zerschlagen. Wer gab hierzu das Recht? Wer war in diesem Lande davor geschützt, zertreten zu werden? Ein Wunder, am Leben geblieben zu sein.

Nun ging es von Lager zu Lager. Von einem Lager möchte ich ausführlicher erzählen: Das kleine Lager Dalwersin in Fergana-Tal. Eine kleine Gruppe politischer Gefangener wurde hierher gebracht, eine Baracke, in die wir uns nicht trauten, hineinzugehen. Dort waren ausschließlich Kriminelle. Wir schliefen einfach im Hof auf der Erde, bis uns eines Morgens eine leichte Schneedecke bedeckte. Nun mußten wir in die Baracke. Der erste Eindruck war etwas erschreckend. Um alle vier Wände waren zweistöckige Pritschen aufgebaut, in der Mitte der Baracke zog sich noch eine zweistöckige Pritsche hin. Hier wur-

den wir plaziert. Vor allen Etagen blickten Weiber auf uns herab, sSchreckliche Gesichter, alle rauchten. Zur Nacht mußte man das Schuhwerk unter die Matratze stecken, um nicht am Morgen ohne dasselbe zu sein. Am Tag ging es auf die Baumwollfelder, wo die Kapseln, die nicht reif wurden, gepflückt werden mußten. Natürlich gab es eine Norm, die unerfüllbar war. Ich wurde krank, hatte beständig niedriges Fieber und wurde von der Feldarbeit befreit. Dennoch galt es, in der dumpfen Baracke zu sitzen und die grünen Baumwollkapseln zu öffnen. Natürlich war eine Norm festgelegt, die niemand erfüllen konnte. Die Kriminellen machten es so: Sie schütteten da Ergebnis zusammen, machten eine erfüllte Norm daraus, um die größere Brotration zu bekommen; alles andere wurde unter die übrigen verteilt, die eine Strafration erhielten. Das Brot wurde unter allen gleichmäßig verteilt. Ich erinnere mich nicht mehr daran, ob wir Politischen es ihnen nachmachten oder nicht. Der Medpunkt[9] hat mir Fischtran gegeben, damit ich ein bißchen kräftiger würde. Das Töpfchen habe ich am Kopfende der Pritsche versteckt. Eines morgens war es fort. Jemand hatte es fertiggebracht, es herauszuziehen. Nach Jahren traf Ich in einem Lager mit einer Frau zusammen, die mir gestand, daß sie das Töpfchen gestohlen hatte.

Kurze Zeit habe ich im Kontor gearbeitet. Eine der Mitgefangenen war eine Zionistin. Eines Tages wurden noch drei Zionistinnen gebracht. Alle vier sollten von hier aus etappiert werden; sehr sympathische Menschen. Dieses Bild werde ich nie vergessen, wie die vier aus dem Lager geführt wurden, wie wir noch einander zuwinkten und wie sie in die Steppe hinausmarschierten und ihre Gestalten immer kleiner und kleiner wurden. Ein junger Mann interessierte sich für Chiromantie[10]. Als er meine Hand betrachtete fragte er ganz betroffen, ob Ich mein Kind verloren hätte. So eine tiefe Spur hat die Trennung von meinem Kind hinterlassen, daß sie sich in meinen Handlinien festgelegt hatte.

Aus dem Lager wurden eine junge Frau und ich zur Etappe gerufen. Als wir hinaustraten - es dämmerte schon - sahen wir einen Konvoi, auch Berittene,

[9] Medizinischer Dienst
[10] Handlesekunst

einen Wagen und einige Männer aus dem Dalwersin-Lager, die auch etappiert werden sollten. Ich erschrak. Warum so viele? Sollen wir erschossen werden? Die Reise ging los. Wir konnten nicht verstehen, was das alles zu bedeuten hatte. Als nach einiger Zeit der größte Teil des Konvoi abschwenkte - es war die Begleitung einer großen Etappe vom Tage vorher - wurde uns die Sachlage klar und wir atmeten erleichtert auf. Einmal übernachteten wir unter freiem Himmel. Als wir in eine kleine usbekische Stadt kamen, ließ uns der Konvoi an der Tschaichana lagern. Niemand wehrte ab, als den Männern Zigaretten gebracht wurden. Uns zwei jungen Frauen legte eine Usbekin ein paar Eier und usbekisches Brot in den Schoß. Es war rührend und zugleich sehr schmerzlich. Wir wurden abgeliefert in einem Lager, wo es keinen Stacheldrahtzaun gab. Ein Wunder! Die hier verlebte Zeit war die leichteste in diesen sechzehn Jahren. Es war ein landwirtschaftliches Lager mit großen Melonen-, Wassermelonen-, Tomaten- und Kartoffelfeldern. Anfangs mußte ich auch auf das Feld, bis ich nicht mehr gehen konnte. Meine Füße waren so angeschwollen, daß ich kein Schuhwerk mehr anziehen konnte. Der Grund: Ich trank auf dem Feld zu viel Wasser und dann das ungewohnte Klima, die Hitze. Dann habe ich gelernt, keinen Tropfen Wasser zu trinken, nur immer wieder den Mund auszuspülen und auszuspucken.

Ich wurde ins Kontor zur Arbeit genommen. Es ging ganz gut. Ich hatte hier sogar einen Hund, einen lieben Hund, gefunden. Als ich ihn das erste Mal sah, stand er mit einer Schußwunde im Rücken unweit des Kontors. Ich wagte mich nicht an diesen großen schönen Schäferhund heran. Das zweite Mal traf ich ihn beim Speisehaus. Ich nannte ihn Cäsar und sprach mit ihm und gab ihm zu essen. Die Freundschaft war geschlossen. Er hatte mich überall hin begleitet. In diesem Lager erkrankte ich an Malaria. Zehn Tage lag ich bewußtlos in der Baracke. Als ich endlich aufstehen konnte und schwankend hinaustrat, wurde ich fast umgeworfen von Cäsar, der mir seine großen Pfoten auf die Schultern legte. Als ich von hier weggebracht wurde, mußte ich natürlich meinen Cäsar verlassen. Ich weiß nichts über sein weiteres Schicksal.

Hier hatte ich eine sehr originelle Freundin, die eingesteckt war aufgrund eines „Ukas"[11]. Sie hatte die Möglichkeit, Bücher zu beschaffen und versorgte auch mich damit. Sie war ein bißchen schlau, ein bißchen verschlagen, aber eine gute Seele, die mir ihre Zuneigung schenkte.

Als ich die Malaria bekam, war ich sehr schlimm daran. Es gab überall auch gute Menschen. Mir wurde Milch zugeschickt und ich kam allmählich wieder zu Kräften. Eines Morgens weckte mich der Aufseher, ich habe die Nacht am Selektor[12] verbracht - und sagte: "Frieda, steh auf, mach dich bereit, Etappe!" Also wieder weiter. Es war das Jahr 1938. Es mußte etwas Böses draußen vorgehen; wir bekamen es dann auch zu spüren. Es war nicht weit, das Krankenhaus, wohin ich gebracht wurde. Natürlich ein geschlossener Lagerpunkt. Ich habe verschiedene Arbeit verrichten müssen, bis mich der Buchhalter ins Kontor nahm. Hier arbeitete ich bis zur nächsten Etappierung. Der Weg zum Kontor führte nicht weit von der Leichenkammer - einer Erdhütte - vorüber. Da dachte ich: Wer weiß, was mir noch bevorsteht. Ich mußte mich an den Anblick von Leichen gewöhnen. Ich zwang mich hinzusehen. Die Leichen waren an der Außenwand wie Holzscheite aufgestapelt. Die Leichen wurden auf einen Wagen aufgeladen, in die Steppe hinausgefahren und dort verscharrt. So endete das Leben so vieler Gefangener! Hier habe ich auch einen vierbeinigen Freund gefunden, einen Kater. Er saß eines Morgens unter einem Baum; ich wollte ihn streicheln, aber er fauchte und packte meine Hand. Ich war gekränkt! Niemals werde ich dich wieder anrühren! Am nächsten Tag saß er wieder da. Trotz meines Vorsatzes vom vorherigen Tag wollte ich ihn wieder streicheln. Wieder Fauchen und Zähnefletschen. Am dritten Tag sah ich ihn wieder und - er kam selbst zu mir. Er und ich waren besiegt und er wurde mein kleiner treuer Freund. Diese Tierfreundschaften - Hund und Katze - sind kleine Freuden in meinem freudlosen Lagerleben in derGefangenschaft.

[11] Staatliche Anordnung
[12] Lagertelefon

Ich sollte hier noch ein Kapitel der Tragik im Leben der Menschen kennenlernen. Das Zimmer für Tuberkulosekranke war voll. Es wurde mir gesagt, daß zum Herbst hin keiner von ihnen mehr am Leben sein wird. Ich wollte es nicht glauben, aber das konnte sie nicht am Leben erhalten. Einer nach dem anderen verschwand. Unter ihnen war ein lieber, kaum zwanzigjähriger Junge, Jura Shdanov. Er war der einzige Sohn seiner Mutter und gab sich furchtbare Mühe, die Norm auf dem Baumwollfeld zu erfüllen. Er bekam die Schwindsucht[13]. Die Ärzte haben erwirkt, daß er nach Taschkent gebracht wurde. Er konnte nicht gerettet werden. Er hatte sich den frühen Tod erarbeitet.

Einmal sollte ich etappiert werden, aber es war kein Wagen für Frauen im Bestand des Zuges und wir wurden zurückgebracht. Dann kam die „echte" Etappe und fort ging es an einen neuen Ort, fort von Freunden. Jetzt kam ich in ein altes Lager unweit von Taschkent, Sengiata. Hier fand ich liebe Freunde, Frau Alice und Frau Tamara aus Tbilisi. Auf dem Territorium des Lagers waren große Bäume - eine Seltenheit.

Eines Tages kam vom Männerlager die Meldung herüber, daß wir morgen eine große Neuigkeit erfahren sollten: Der Krieg war ausgebrochen. Große Aufregung, Verwirrung. Was wird mit uns Deutschen geschehen? Auf die Antwort auf diese Frage brauchten wir nicht lange zu warten. Eine Anzahl Deutscher, Usbeken und auch Russen mit dem Punkt 6 wurden zur Etappe aufgerufen und fort ging es. Zuerst nach Taschkent und dann weiter. Nur wohin? Einmal hielt der Zug in der Nacht auf einer ganz öden Stelle an. Kein Licht war zu sehen. „Aussteigen!" hieß es. Ich dachte, sie werden uns gleich alle niederschießen. Wir wurden umgeladen. Es wurde immer kälter. Dann hielten wir noch einmal an und wurden getrennt. Frau Alice und Frau Tamara und noch andere kamen in ein altes Lager. Wir kamen auf den Nowosibirsk-Gefägnis-Verteilungspunkt. Die Tür wurde aufgeschlossen und wir wurden hineingepreßt. Es war kein Platz da, weder zum Sitzen noch zum Liegen noch zum Stehen. Wir standen eine Weile an der Tür, denn wir konnten uns einfach nicht bewegen. Da winkte mir

[13] Tuberkulose

eine junge Frau unter den Pritschen zu, damit ich runterkommen solle. Einen Moment war ich unschlüssig, es war zu ungewöhnlich. Dann entschloß ich mich und schlüpfte auf dem Bauch liegend mit den Füßen voran hinunter. So kam ich glücklich unten an. Sitzen konnte man nicht, aber es war ziemlich frei und frische Luft. Nicht jeder konnte sich dazu entschließen, hier hinunterzukriechen. Ich war zufrieden.

Meine Gefährtin war Deutsche. Kurze Zeit waren wir hier, dann wurden wir in die Quarantäne übergeführt. Zwei Wochen waren wir dort und wurden auch nicht zur Arbeit geschickt. Da war eine Jüdin aus Polen, Ada, die nur das besaß, was sie am Leibe trug. In der Nacht deckte ich sie mit meiner Decke zu. Dann wurden wir ins Lager gelassen, zuerst ins Bad. Plötzlich ging das Licht aus. Als wir hinaustraten, konnten wir zuerst nicht begreifen, was los war. In der Mitte des mit Schnee bedeckten Lagergeländes brannte ein mächtiges Feuer, wie eine Riesenfackel. Es brannte die Elektrische Station. Der Betrieb, die Nähfabrik, war brachgelegt. Wir wurden in Schichten, für zwei Stunden - Tag und Nacht - auf die Brandstelle geschickt, um das Territorium zu säubern. Die Kälte war schon recht grimmig und es war eine schwere Arbeit. Unsere Bekleidung war nicht für Sibirien bestimmt. Wir bekamen gesteppte Wattestrümpfe und darunter Lapti, geflochtenes Schuhwerk. Ich hatte eine wunderbare Pelzhaube, die mir Mama in Tbilisi übergab. Sie hat mir gute Dienste geleistet in der langen Zeit meiner sibirischen Gefangenschaft.

Der Betrieb wurde wieder in Gang gebracht, die Arbeit in der Nähfabrik begann. Es wurde für die Front gearbeitet. Ich konnte bald alle Details gut nähen, aber als ich eine Norm arbeiten sollte, konnte ich es nicht. Meine zehn Tage Einarbeitung waren vorüber und ich bekam Strafration. Ich nahm rapide ab. In einem halben Jahr war ich wie eine Kerze heruntergebrannt, nur noch Haut und Knochen im buchstäblichen Sinn. Als ich mir dann ein Brotstück erarbeitete, konnte ich eine größere Menge gar nicht vertragen, da mein Magen es nicht mehr gewohnt war, mehr zu bekommen und auch zu verdauen.

Das Leben ging jetzt wie am Laufband, je nach der Schicht gab es Tagesarbeit oder Nachtarbeit, die besonders schwer war. Im Winter hat man nur für ganz kurze Zeit das Tageslicht gesehen. In der Fabrik war ein furchtbares Getöse, da oft das Schmieröl fehlte und die Nähmaschinen höllisch ratterten. Ich machte es auch so wie viele - ich stopfte mir Watte in die Ohren. Wattezipfel gab es genug, weil Wattejacken genäht wurden. Ich mußte aber auch unter meinen Po Watte stopfen, da ich gar kein Sitzfleisch mehr hatte. Es tat mir alles so weh. Ich habe mir ein richtiges Nest gemacht, damit ich das Sitzen am Fließband aushalten konnte. Als es einmal mit der Norm nicht klappen wollte, überredete mich meine Kollegin aus der anderen Schicht, die dasselbe Detail nähen mußte, ich möge doch zum Direktor gehen und darüber sprechen. Ich ging und legte meine Sache vor. Der Direktor hörte mir zu und fragte nach meinem Familiennamen. „Deutsche?" - „Ja." - „Gehen Sie und arbeiten Sie, sonst werden wir sie vernichten," sagte er zähneknirschend. Was konnte ich darauf sagen? Ich wandte mich um und ging hinaus, bedrückt vom Erlebten und der Drohung des Direktors.

Jetzt konnte man öfter hören: „Faschistische Fratze!" Ich hatte einmal einen eigenartigen Traum: Ich war in einem Wald und ein mächtiger Ziegenbock verfolgte mich. Ich rettete mich hinter Bäumen, bis er endlich mit seinen Hörnern in einem Baumstamm festsaß. Am nächsten Tag wurde ich zum Ober-Bevollmächtigten befohlen: „Nationalität? Weswegen verurteilt?" Es steht in den Akten," sagte ich. Er wiederholte seine Frage nach Verurteilung; ich sagte wieder: „Es steht in den Akten." „Gut! Gehen Sie!" sagte er und entließ mich. Nun stutzte ich ein bißchen, aber es war nichts zu ändern. Kurz vorher war eine leningrader Deutsche, die als Instrukteurin gearbeitet hatte, verschwunden; sie wurde wieder eingesteckt. Ich meinte, daß ich im Zusammenhang damit jetzt abgetastet wurde. Ich mußte an meinen Traum denken. Meine Stunde war noch nicht gekommen.

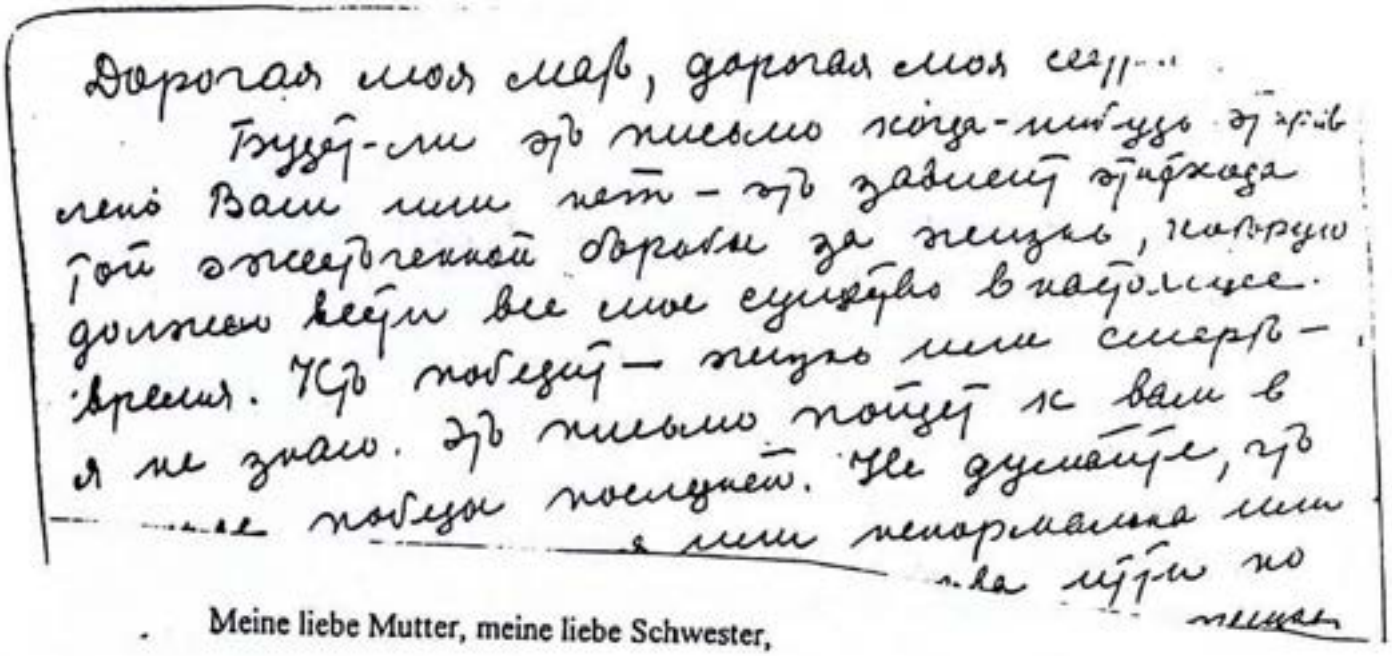
Ich lieferte gute Näharbeit ab, so daß ich die feinsten Details zu nähen hatte. In einer Nachtschicht wollte es mit meiner Nähmaschine nicht klappen, die Arbeit

wurde nicht unter der Nadel weitergeschoben. Ich meldete es dem Mechaniker, der Brigadierin. Keine Reaktion. Da stand ich auf von meinem Arbeitsplatz, meldete es noch einmal. Was konnte ich noch weiter tun? Da kam die Brigadierin an mich heran, holte aus und versetzte mir eine Ohrfeige. Ich packte sie, ich glaube, an den Schultern. Meine kleine Freundin, die Polin Anja, die mir gegenüber am Arbeitstisch saß, sprang auf und rief entsetzt: "Frieda, liebe Frieda, nicht." Sie dachte wahrscheinlich, ich werde die Brigadierin erwürgen. Es entstand eine Pause; der Mechaniker kam eilends herbei, mein Maschine wurde überprüft. Ich war ganz aus der Fassung gekommen und konnte nicht mehr weiterarbeiten. Anja kam zu mir herübergelaufen und flehte mich unter Tränen an, ich solle doch wieder anfangen zu arbeiten, denn die Administrationsbande macht sich bereit, einen Akt der Sabotage aufzusetzen. Ich brach in bitteres Weinen aus und bemühte mich, wieder zu arbeiten.

Oh, wie schwer das war! Wenn ich heute das Vergangene wieder vor meine Augen rufe, so sehe ich deutlich vor mir, daß die Jagd auf mich begonnen hatte. Ich war ein passendes Objekt, an dem der patriotische Enthusiasmus demonstriert werden konnte.

Die Baracken-Starostab[14] Semjonowna wollte mich unbedingt zur Mitarbeit an der Baracken-Zeitung heranziehen. Ich weigerte mich natürlich. Ein andermal hörten wir von einem interessanten Zeitungsartikel - ein Interview Stalins mit einem Londoner Korrespondenten. Ich bat die Staros, mir die Zeitung zum Lesen zu geben, wenn sie in der Baracke erscheint. Alle schliefen schon, als ich geweckt wurde: "Komm, Semjonowna ruft dich!" Im Kämmerlein der Starosta war ihre Gehilfin, sie selbst und ich. Die Zeitung lag auf dem Tisch. Ich möge laut lesen, sie würden auch zuhören. Zwei Zeugen genügen, um einen Menschen vor Gericht zu bringen. Ich war sehr vorsichtig. Diesmal hatten sie so viel Gewissen, mich nicht zu denunzieren, da ich doch nichts Unzulässiges gesagt hatte.

[14] Barackenälteste



Meine liebe Mutter, meine liebe Schwester,

Ob dieser Brief jemals an euch abgeschickt wird ,hängt vom Ausgang des harten Kampfes ab, den ich zur Zeit um mein Leben führen muß. Wer siegen wird - Leben oder Tod - weiß ich nicht.
Dieser Brief erreicht euch, wenn letzterer siegt. Denkt nicht, daß ich, indem ich diesen Brief schreibe, nicht normal oder erregt bin, oder nicht bereit wäre, diesen letzten Weg zu gehen, der das Leben abschließt. Tief, tief im Herzen versteckt ist der Wunsch noch zu leben; er wird aber unterdrückt von der schweren Last des gegenwärtigen Lebens, der Müdigkeit nach den vielen Jahren einsamen Lebens. Ich bin schon lange bereit, aus diesem Leben zu gehen. Schon zwei aus unserer Familie mußten in Einsamkeit ihren Lebensweg beschließen. Sehr oft denke ich darüber nach , warum denn ich ein leichteres Los haben sollte als sie.
Seit meines Aufenthalts in Sibirien, als meine Kräfte mich im Laufe einer sehr kurzen Zeit (ein halbes Jahr) verließen, habe ich mich an den Gedanken gewöhnt, daß eines Tages auch mein Ende eintritt. Von allem, was mir teuer war, mußte ich mich schon lange lossagen, von allen meinen Lieben bin ich schon lange getrennt. Unter solchen Verhältnissen ist es leichter aus dem Leben zu gehen, als wenn man glücklich ist. Als ich noch in Freiheit lebte, dachte ich oft darüber nach, daß ich nicht sterben möchte, ich war glücklich und mich schreckte der Gedanke an den Tod, an das Ende meines schönen Daseins.
Heute ist das eine leere Vorstellung von längst vergangenem und ist zu etwas Traumhaftem geworden.
Ich hatte auch ein Kind. Schon sieben Jahre bin ich für mein Kind nicht mehr da. Vielleicht lebt es nicht mehr, das lange Ausbleiben von Nachrichten deutet darauf hin.
Alles, was ich da sage, ist nicht hervorgerufen durch Hoffnungslosigkeit. Ich habe mich in mein Schicksal ergeben, ich vertraue vollständig meinem Gott und bin bereit zu diesem Ende. Sein Wille geschehe, wenn es anders nicht möglich ist. Ich hatte viel Schönes und Gutes im Leben - angefangen von all dem Guten, was meine Eltern mir gegeben haben. Auch in der . Gefangenschaft traf ich viele guten Menschen, hatte Freunde. Ich habe Lebenserfahrung erworben und dachte all das meinem Kinde weiterzugeben, jedoch nicht ich bestimme mein Geschick.
Ich bin ruhig, vollkommen ruhig. Den Gedanken an einen freiwilligen Tod habe ich schon längst verdrängt. Wie sehr ich geschwächt bin, davon könnt ihr euch keinen Begriff machen, denn ihr habt nie solche Menschen gesehen. Es hatte keinen Sinn, euch alles zu schreiben. Weshalb sollte ich euch vor der Zeit aufregen. Außerdem habt ihr selbst genug Schweres durchzumachen. Um alles zu begreifen, müßte man einen Blick auf mich und unser Leben werfen können.
Ich danke euch für eure Liebe und Sorge um mich und mein Kind.
Seid nicht zu traurig. In unseren Verhältnissen ist der Tod auch eine erwünschte Befreiung.

Eure Frieda

18. April 1943

Schwer die Arbeit, schwer die Zeiten: Einen Brief durfte man im Monat schreiben. Nach der Nachtschicht gingen viele auf die "Weide". Wir sammelten Melde[15], so lange die Saison dafür war, um ein bißchen etwas zusätzlich zum Essen zu haben. Ich weiß nicht, wer diese gute Seele war, die mir die sogenannte "Skorbut-Nahrungsbeilage" verschrieb. Ich bekam ein halbes Glas Hefe und einen Löffel Vinegrette. Ich hatte mich an niemanden gewandt. Ich war, wie ich bereits sagte, zu einem Skelett abgemagert. Ich glaubte, ich würde es nicht mehr lange aushalten und sagte meinen Freunden, ich wüßte nicht, ob mich die Erde ruft oder noch nicht.

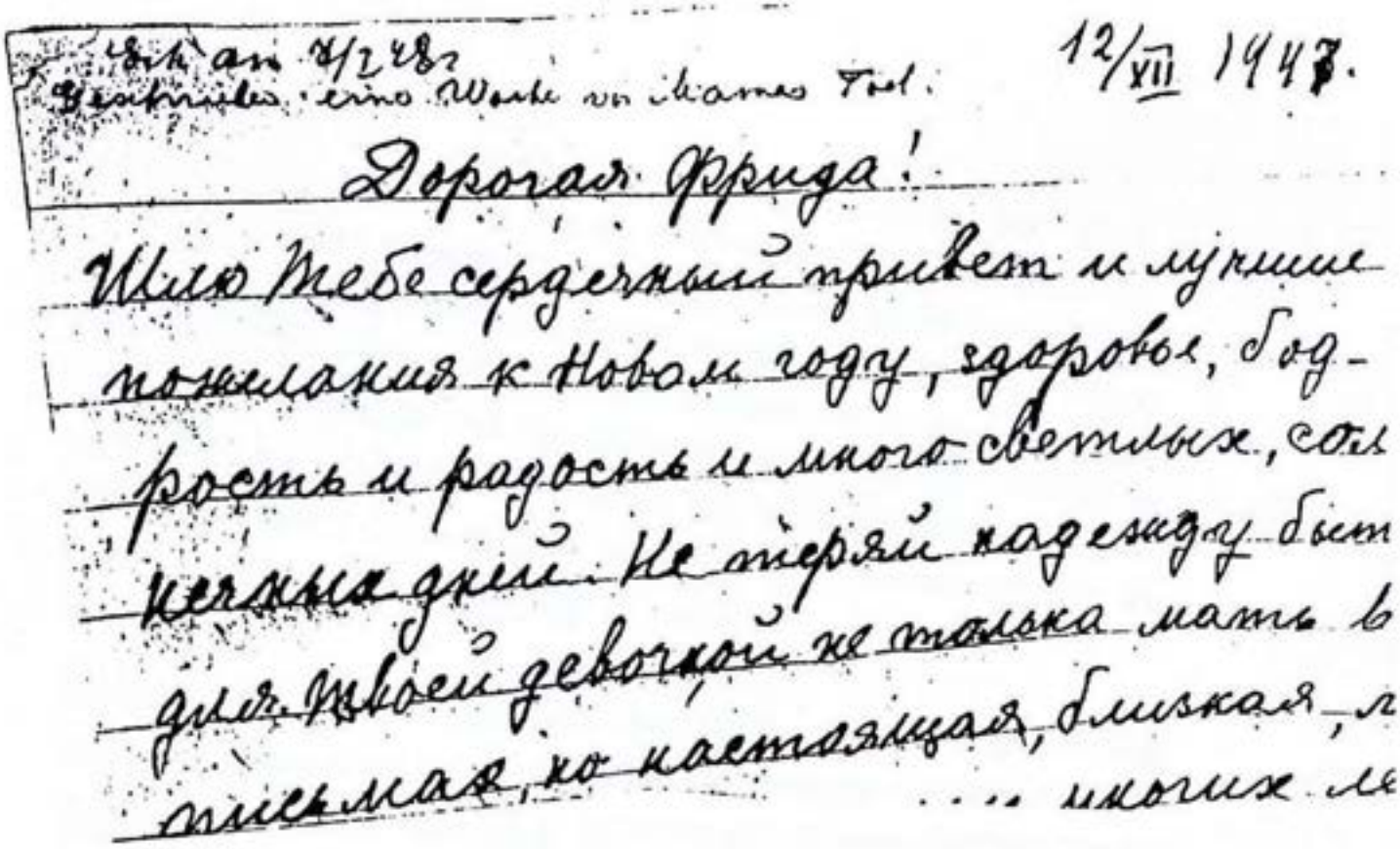
Zwei Wochen durfte ich ausruhen und mußte nicht arbeiten. In dieser Zeit bekam ich etwas bessere Speisen. Für mich war das eine Vorbereitung zu einer weiteren schweren Prüfung. Damals meinte ich, es wäre das Schwerste gewesen, was ich erlebt habe. Es gab noch vieles zu verkraften. Es war der 2. Juni 1944, zweieinhalb Monate vor Ablauf meiner Straffrist, als ich wieder eingesteckt wurde und in den Lagerisolator, das Lagergefängnis gebracht wurde. Es fing alles von vorne an. Ich war furchtbar niedergeschlagen. Beim ersten Verhör stand der Untersuchungsrichter von seinem Stuhl auf, ging um die Tischecke herum und kam auf mich zu. Der wird gleich zuschlagen, dachte ich. Ich sagte: "Ich bin schon einmal in Untersuchungshaft gewesen und habe keine Ursache, irgendwelche Prätensionen[16] zu äußern. Ich hoffe, daß ich das auch jetzt nicht machen brauche." Er schaute mich an, krächzte, schaukelte mit den Hüften, wandte sich um und ging an seinen Platz. Ich wurde mit keinem Finger berührt. Ein Verhör folgte dem anderen. Was wollten sie nur aus mir herausquetschen?

Das Resümee des Verhöres war: drei Litauerinnen und ich hätten konterrevolutionäre Gesinnung und hätten Reden gehalten in Versammlungen. - Ich hatte drei Zeugen, die gegen mich antraten. Welcher Unsinn! Wo sollten wir denn aufgetreten sein, ohne daß man das bemerkt hätte, in einem Lager mit einer

[15] Pflanzengattung
[16] Klagen

Bevölkerung von fünftausend Menschen. Eine der Zeuginnen war die polnische Jüdin Ada, die ich in der Quarantäne mit meiner Decke zugedeckt hatte, die andere - Semjionowna (sie war Zeugin gegen uns alle) und noch die junge Polin Tschirwa, die frisch wie ein Pfirsich ins Lager kam - und ich glaubte, sie wäre noch unverdorben und befreundete mich mit ihr. Aber der Kampf ums Dasein, um das größere Stück Brot, ist im Lager sehr heiß und mitleidslos gewesen. Es wurde ausgesagt, ich hätte darüber gesprochen, daß wir Gefangenen uns wie Pferde vor das große Wasserfaß vorspannen müßten, um Wasser in die Baracke zu bringen. Warum darüber sprechen, wenn wir es täglich machen mußten? Im Winter war es besonders schwer, wenn alles mit Eis bedeckt war. Dann kam das Gericht, das unsere Straffrist verlängerte - die drei Litauerinnen zehn Jahre, ich nochmals acht Jahre. Wir wurden in die Baracke gebracht, um unsere Sachen zu nehmen, und wurden dann etappiert.

Nach meiner Verurteilung faßte ich den Entschluß, nichts den meinigen, Mutter und Gertrud, darüber mitzuteilen. Es würde für sie leichter sein, zu denken, ich sei tot, als zu erfahren, daß ich noch mal acht Jahre bekommen habe. Also schwieg ich. Aber da kam von Gertrud an die Lageradministration eine Nachfrage nach mir. Ich wurde vorgeladen und mir wurde die nötige Vorhaltung gemacht. Ich habe dann die volle Wahrheit geschrieben. Darauf kam Mamas tröstender Brief. Sie sagte, ich solle den Mut nicht verlieren. Ich hätte doch auch ein Kind. Oh, meine tapfere Mutter! Zu meiner großen Freude kam Ella 1946 frei. Wie ich bereits sagte, mußte sie das Ende des Krieges abwarten. Sie durfte zu Mutter und Schwester nach Südkasachstan. Woldy, Gertruds Sohn, war damals acht Jahre alt. Ella brachte frische Energie ins armselige Leben der Verschickten. Mama und Gertrud waren zu einer bettelarmen Existenz heruntergekommen. Ich war glücklich für meine Mutter, daß doch eines ihrer Kinder, ihr Lieblingskind, zurückgekommen ist. Ella verstand es, alles zum Besseren zu wenden. Eine alte Hütte mit Obstgärtchen wurde gekauft. Ein paar Hühner gab es auch, Aprikosen und Sauerkirschen zu Genüge, bloß der Zucker zum Einkochen fehlte. Leider hat diese heitere Zeit für unsere liebe Mutter nur ungefähr ein Jahr gedauert.



12/XII 1947.

Дорогая Фрида!

Шлю тебе сердечный привет и лучшие пожелания к Новому году, здоровья, благополучия и радости и много светлых, солнечных дней. Не теряй надежду быть для твоей девочки не только мать в письмах, но настоящая, близкая, родная ... многих ле

Geschrieben eine Woche vor Mamas Tod *12. Dezember 1947*

Liebe Frieda!

Sende dir meinen herzlichen Gruß und die besten Wünsche zum neuen Jahr, wünsche Gesundheit, Freude und viele sonnige Tage. Verliere die Hoffnung nicht, für dein Kind nicht nur Mutter in Briefen zu sein, sondern eine nahe Mutter, die nach so vielen Jahren der Trennung ihre Tochter zärtlich umarmen kann.
Auch wir haben von ihr seit September keinen Brief bekommen, ich hoffe jedoch, daß sie gesund ist und nur viel Schularbeiten hat oder zu faul ist, um einen Brief zu schreiben.
Die Zeit fliegt unwahrscheinlich schnell, bald ist schon Weihnachten und das neue Jahr tritt in seine Rechte. Gebe Gott, daß es ein glückliches Jahr werde nach den vergangenen schweren Jahren.
Unlängst erhielten wir deinen Brief mit den Papierpäckchen, die Mohnsamen enthielten. Danke für deine Aufmerksamkeit, daß du uns mit Samen versorgt hast, hoffe, daß er aufgeht und im nächsten Jahr bei uns im Garten blühen wird.
Hoffentlich hast du meinen langen Brief erhalten, in dem ich schrieb, daß wir in ein neues Häuschen umgezogen sind. Das Zimmer ist hell, gemütlich und warm. Der Ofen steht in der Mitte und brennt gut. Für Heizmaterial sorgen Ella und Gertrud. Sie sammeln täglich trockenes Gebüsch, alles, was nur brennt.
Das Wetter ist noch warm und trocken; in der Nacht aber gibt es schon Frost.
Unsere Hühner versorgen uns mit Eiern, eine Freude für alle. Neulich war der heilige Nikolaus bei uns und schenkte allen kleine Päckchen, unerwartet auch mir .
Alle lassen dich grüßen.
Wir sind alle gesund, nur Gertrud war etwas erkältet und hustet.

Wünsche dir alles alles Gute

Es küßt dich deine Mama.

Zuerst fuhren wir mit der normalen Bahn, dann kamen wir auf eine Schmalspurstrecke; hier war ein langer Zug, der eine Etappe aus Norilsk transportierte. Wir tragen auf total abgearbeitete Menschen, deren Lebenslichter am Erlöschen waren. Während der Fahrt wurden immer neue Tote aus den Wagen herausgeholt. Sie wurden in dem Wagen aufgespeichert, wo wir - einige Frauen - und der halbverrückte Arzt aus Norilsk waren. Mir war das alles absolut gleichgültig; ich war furchtbar deprimiert. Die anderen Frauen protestierten schließlich und wir kamen in einen anderen Wagen. Alle paar Kilometer ein Lager. Schließlich hielt der Zug auch für uns.

Es war ein kleines Lager, wo Filzstiefel hergestellt wurden. Die Brigadierin, eine Wolga-Deutsche, war so gescheit, die armen Gefangenen den ganzen Tag arbeiten zu lassen, um den Plan zu erfüllen und um vor der Administration gut dazustehen.

Eines Nachts wurde ich zum Oberbevollmächtigten (III Abteilung) gebracht. Die neue russische Brigadierin hat ihm gemeldet, daß wir - Nachbarinnen auf der Pritsche - uns lange unterhalten hätten. Er wollte wissen, worüber wir gesprochen haben. Das war so nebenbei gesagt. Er wollte, daß ich als Deutsche horchen sollte, worüber die Deutschen in diesem Lager sprechen. Ich habe eben durchgemacht, was durch Denunziationen entsteht; ich konnte es nicht tun. Meine Absage hatte für mich keine schlechten Folgen.

Bald kam ich in das landwirtschaftliche Lager Sowchos N 13. Da habe ich fünf Jahre verbracht. Anfangs waren hier Erdhütten, später wurden sehr schöne Baracken erbaut. Da ich vollständig physisch heruntergekommen war, wurde ich und noch eine Frau in die Brigade der Minderjährigen (Knaben) eingeschaltet. Es mußte Holz gesägt werden; ungefähr 10 cm lange Holzstücke als Heizmaterial für gewisse Traktoren oder Autos. Die Frau und ich haben gearbeitet - sonst eigentlich niemand. Der Brigadier - Pachan, der älteste der Bande - benahm sich wie ein Pascha. Sein Gehilfe war ein Deutscher aus Leningrad, der

durch die Freundschaft mit den Kriminellen sein Leben im Lager zu erhalten suchte. Die Knaben lungerten den ganzen Tag herum.

In dieser Brigade fand ich ohne mein Bemühen einen Beschützer. Es war ein Jude in mittleren Jahren, der auf der Brust den gekreuzigten Christus tätowiert hatte. Er hatte scheinbar menschliches Mitgefühl mit mir und ließ mir kein Unrecht geschehen. Während der Kartoffelernte, wenn wir Gefangenen Kartoffeln backen oder kochen durften - wenn der Aufseher es erlaubte - gab er mir immer eine gute Portion Kartoffeln zu essen.

Im Lagerleben ist immer Bewegung und Wechsel: Heute geht eine Etappe ab, morgen kommen neue Menschen an. Allmählich wurde das Lager so ziemlich von den Kriminellen gesäubert. Ich mußte auch aufs Feld gehen. Es war schönes Wetter. Die Frauen zogen ihre Blusen aus, um ein bißchen die Sonne zu genießen. Ich machte es auch so. Am Abend ging ich zu meiner lieben Freundin Mutter Enns und bat sie, mir ein wenig die Schultern zu massieren, da sie nach der Arbeit so schmerzten. Sie strich mir mit ihrer großen Hand liebevoll über den Rücken. In der Nacht konnte ich mich nicht mehr rühren; alles schmerzt furchtbar. Am Morgen ging ich in die Ambulanz. Der Feldscher[17] besah sich meinen Rücken und sagte, ich müsse zur Arbeit gehen. Zum Glück kam gerade der Arzt. Als er meinen Rücken sah, wurde ich sofort von der Arbeit befreit. Die Haut war heruntergerissen, mein Rücken war eine einzige Wunde.

Nun war ich längere Zeit von der Arbeit befreit, bis mich der Buchhalter Tunik, ein Jude, ins Kontor zur Arbeit nahm. Er hatte keine Furcht, es zu tun. An beiden Füßen hatte ich Skorbutwunden, die manchmal so schmerzten, daß mir die Tränen unwillkürlich die Wangen herunterliefen. Meine Mitgefangenen brachten mir oft etwas Frisches vom Felde mit und ich bekam allmählich wieder normale menschliche Formen. Von nun an ging es mir besser. Ich hatte am Anfang meines Hierseins einmal gehört, wie die Männer in der Nachbarbaracke über

[17] Wundarzt, militärischer Arzthelfer

mich sprachen - einer sagte, ich wäre schon ein Jahr hier und erhole mich gar nicht. Es hat ein langes Jahr gedauert, bis ich die furchtbare Depression nach meiner zweiten Verurteilung überwunden hatte. Ich erwog lange die Frage des Selbstmordes. Es widersprach meinen moralischen Grundsätzen. Ich dachte an mein Kind, für das ich doch noch etwas sein könnte. Ich fand zum Leben zurück.

Als ich dreizehn Jahre meines Gefangenseins hinter mir hatte, kamen mir sehr bittere Gedanken. Ich habe immer in Stalin den Inspirator gesehen. Jetzt dachte ich, vielleicht weiß er doch nicht, wie groß die Maßstäbe von allen Greueltaten sind. Dann wollte ich direkt an ihn ein Gesuch schreiben. Wie das meine Freunde hörten, rieten sie mir einstimmig davon ab, ich soll das auf keinen Fall tun. Dreizehn Jahre hätte ich abgesessen, ich werde noch drei Jahre aushalten können.

Da kam eine Kommission ins Lager, die eine Inventur der Läden vornahm. Als sie an meine Akten kam, war die Bestimmung, daß ich sofort etappiert werden muß. Die Lageradministration war sehr menschlich mir gegenüber eingestellt. Es wurde der Versuch gemacht, mich in ein gutes Lager zu bringen. Das klappte nicht. Ich wurde zurückgebracht und hier im Lager als Kaptenarmus[18] eingesetzt, so daß ich nicht im Kontor zu paradieren[19] hatte. Einmal kam ein Japaner von den Kriegsgefangenen ins Kontor. Wie er uns Frauen sah, sagte er: "Bei uns werden Frauen nicht ins Gefängnis gesteckt!"

Ungefähr in dieser Zeit wurde Ella in Slawjanka wieder verhaftet. Als ich davon erfuhr, war ich nicht überrascht, denn schon vorher kam das Gerücht ins Lager, daß Menschen, die ihre Straffrist hinter sich hatten, wieder eingesteckt und dann an einen anderen Ort etappiert wurden. Damals beschloß ich, für Ella Geld zurückzulegen, falls sie in unsere Gegend kommt. Bei Ella hat sich die Lage zum Besseren gewendet. Nach kurzer Haft wurde sie nach Karaganda

[18] Verwalterin der Kleiderkammer
[19] zur Schau stellen

gebracht. Dort konnte sie sich bald an der Musikschule betätigen und etwas später Gertrud und Woldy zu sich holen.

Es war ein Glück, daß Mama Ellas zweite Verhaftung nicht erlebt hat. 1947 starb meine liebe Mutter. Kurz vor Neujahr bekam ich noch eine Karte von ihr. Niemals ein Wort der Klage. Nur aufmunternde Worte. Dann kam Ellas Brief, in dem sie mir über Mamas Tod erzählte. Ich war zutiefst erschüttert, schrecklich traurig. In diesem Jahr habe ich auch zwei Freunde verloren, so daß es sehr öde und leer um mich wurde.

Zwei Bücher waren es, die mir ein bißchen geholfen haben, die für mich so schwere Zeit zu verkraften. Das waren "Ugrjum-Reka" und "Port-Artur". Das sind zwei der wenigen Bücher, die mir die Möglichkeit boten, in der Zeit meiner Gefangenschaft zu lesen. Wenn mal ein Film ins Lager gebracht wurde, so wurde gemeldet "für die Freien" oder "für die Gefangenen".

Einst saß ich im Kontor und arbeitete. Da kam der Direktor herein. Ich stand nicht auf. Er fragte: „Mayer, warum sind sie nicht aufgestanden?" Ich sagte: „Während der Arbeit brauchen die Gefangenen nicht aufzustehen." Er fragte einen Gefangenen aus der Administration. Dieser sagte natürlich dienstbeflissen, die Gefangenen müßten immer aufstehen. Als ich dann in meinem vorletzten Lager war, erschien dort dieser Direktor und fragte mich, ob ich nicht zurück kommen möchte. Ich sagte, er fürchte sich doch vor mir. Nach mir war dort eine Freie angestellt worden, aber es klappte nicht mit der Arbeit. Das geschah, als ich fast mit meinen sechzehn Jahren fertig war.

Ich sollte noch den Sowchos N 14 kennenlernen. Hier wurde ich im Kontor angestellt. Es ging mir im allgemeinen nicht schlecht. Aber hier mußte ich eine Nacht im Isolator[20] zubringen. Das hatte ich mir damit verdient, daß ich den Aufseher zur "Teufelsmutter" geschickt habe. Ich war bis in die frühen Morgenstunden beschäftigt gewesen - eine Etappe war gekommen und als Kaptenar-

[20] Strafzelle

mus mußte ich dabei sein. Am Morgen zur Stunde der Kontrolle hat der Aufseher mich geweckt. Da habe ich - gar nicht laut - ihn zur Teufelsmutter geschickt. Aber es wurde doch gehört. Er hat natürlich gleich geklagt und ich bekam Karzer. Majestätsbeleidigung! Eine Gefangene hat sich so etwas erlaubt!

In diesem Lager habe ich ein geheimes Plätzchen ausfindig gemacht, wo man allein sein konnte. Welche Wohltat! Natürlich wurde mein Versteck entdeckt. Von dort aus konnte ich den Zug sehen, der zu der Station Newelskaj fuhr. Es schien mir immer, als ob das ein Fädchen ist, das in die weite Welt führt.

Ein Gefangener wurde auf der Flucht erschossen. Sein Leichnam wurde in eine Scheune des Lagers gebracht. Als wir im Kontor arbeiteten, erzählte die Frau des Direktors, sie sei gegangen, um sich die Leiche anzusehen. Die Wunde sei mit Stroh bedeckt gewesen. Warum die Gefangenen fliehen, stellte sie die Frage. Im Kontor saßen vier Freie und ich glaube mit mir auch vier Gefangene. Allgemeines Stillschweigen. Da sagte ich: "Glauben sie, daß es sehr lustig ist im Lager zu sitzen?" - Aber er hatte doch die Strafe verdient. Ob sie meine, daß alle eine Strafe wirklich verdient hätten, erwiderte ich. 1937 konnte jeder eingesteckt werden. Wieso? Ungläubiges Achselzucken. Da sagte ich, daß auch sie in jenem Jahr für etwas, was sie gesagt hatte, eingesteckt werden konnte. Ich soll es sagen! Nein, das werde ich nicht tun. Später hat sie keine Ruhe gegeben. Ich sollte es sagen. Sie hatte gesagt, wenn sie die Geschichte der KPD SS liest, schläft sie immer ein. Das hätte genügt, um eingesteckt zu werden. Sie hat darüber natürlich in der III. Abteilung Meldung gemacht. Als mich der Oberbevollmächtigte bei der Begegnung im Hof fragte, wie es mir gehe, habe ich verstanden, daß seine Frage nichts Gutes für mich bedeutet. Ich sollte es schon in ein paar Tagen erfahren, was mir noch bevorstand. Ich wurde zu einer Etappe aufgerufen und fort ging es in mein letztes Lager, d.h. in ein Zuchthaus. Wieder Gefängnisregime, wieder die "Pavascha[21]" in der Kammer. An das Kleid mußte die Nummer des Gefangenen befestigt werden. Ich habe es fertig gebracht, das nicht zu tun; habe mich immer in einer hinteren Reihe angestellt,

[21] Toilettenkübel mit Deckel für ca. 20 Personen

dicht hinter meinem Vordermann. So richtig gearbeitet wurde da nicht; am Tage konnte man sich im Gefängnishof aufhalten. Ungefähr einen Monat war ich dort, dann wurde ich abtransportiert. Hier traf ich einige intelligente Ungarinnen. Ich konnte ihnen ein bißchen Geld schenken, damit sie sich Seife kaufen konnten. Sie waren höchst erstaunt, als sie erfuhren, daß mein Weg in der Gefangenschaft sechzehn Jahre gedauert hat und daß das Lager mir nicht seinen Stempel aufgedrückt hat. Gott sei Dank, daß das so ist!

Und dann kam der August 1952. Ich wartete aufgeregt den ganzen Morgen, der Mittag kam, der Abend kam. Niemand fragt nach mir, niemand holt mich in die Administration, dachte ich. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Wahrscheinlich werde ich überhaupt nicht mehr freigelassen, dachte ich mir. Da erschien eine Angestellte und sagte, sie hätte es gestern vergessen zu tun. Wie aufgeregt ein armer Zuchthäusler in solchen Augenblicken ist, wenn ihm endlich nach sechzehn Jahren die Tür in die Freiheit geöffnet wird, ist schwer vorstellbar. Deshalb kann ich mich nicht einmal daran erinnern, wie das alles vor sich ging.

Danach wurde ich in das Verteilungsgefängnis von Krasnojarsk gebracht. Es wurde mir gesagt, ich dürfe allein in die Stadt gehen, zur Nacht aber müsse ich zurückkommen in das Gefängnis. Ich habe zu warten, bis eine Etappe bereit sein wird, in die ich eingeschaltet werde, um in das Krasnojarsker Verbannungsgebiet befördert zu werden. Ich wagte es, aus dem Gefängnis hinauszutreten auf die Straße, in die Stadt. Es war mir so zumute, als ob ich gehen lernen mußte. Sonderbar war das Gefühl, daß kein Aufseher hinter mir hergeht. Ich habe mich sehr gewundert, draußen so viele Menschen zu sehen, ich meinte, die meisten seien im Lager. Komisch erschienen mir die Figuren in langen schwarzen Soldatenmänteln. Das waren Milizionäre in ihrer mir unbekannten Uniform. Gemütlich war es mir nicht und ich ging bald wieder ins Gefängnis zurück. Die Menschenmenge war mir ein bißchen unheimlich; ich war zu lange hinter Schloß und Riegel, Stacheldrahtzäunen und Mauern gewesen.

Ungefähr eine Woche mußte ich hier verbringen. Ich begann jetzt, doch daran zu glauben, daß ich aus der Gefangenschaft entlassen werde. Nach Hause durfte niemand. Die meisten hatten ja auch kein "Haus" mehr. Diesen Menschen gehörte auch ich an. Die Mutter nicht mehr am Leben, die Schwestern in Kasachstan, mein Mann war nicht mehr mein Mann, mein Kind war im Kaukasus und schon erwachsen. Ob ich es treffen sollte? Ich selbst war fast 46 Jahre alt. Allerhand Gedanken gingen mir durch den Kopf. Aber trotz allem merkte man, daß die Aufsicht nicht mehr so streng ist und die Zügel nicht mehr so scharf angespannt waren.

Dann kam der Tag, an dem eine große Etappe vorbereitet wurde nach Süd-Jemiseisk. Hinunter ging es an den mächtigen Jenisei. Wir wurden auf großen Frachtschiffen eingeschifft und unsere mehrtägige Reise den Fluß hinauf begann. Das Wetter war schön. Viele von uns, darunter auch ich, saßen den ganzen Tag an Bord des Schiffes und nahmen mit tiefer Genugtuung die an uns vorüberschwebenden Bilder der Natur auf. Es war ein Gefühl der inneren Befreiung von dem Druck, der uns unaufhörlich begleitet hatte. Wenn doch diese Fahrt noch lange dauern wollte und wir nicht so bald wieder ins Ungewisse hinausgeschoben werden, wird mancher von uns gedacht haben. Vier Tage durften wir die herrliche frische Luft genießen, dann legten wir an der großen Insel Angara an. Hier waren Gemüsefelder angelegt, wo wir zu arbeiten hatten. Frei, aber unter Aufsicht von Sowchosarbeitern. Wir sollten nicht auf einmal das volle Maß von Freiheit bekommen. Eines Morgens wurden wir in Booten eingeschifft und an Land gefahren, nach Süd-Jemiseisk. Hier sollte unser neues Leben in der Freiheit, die keine echte Freiheit war, beginnen. Wir mußten uns auch weiter tragen lassen von dem mächtigen, alles bezwingenden Strom, der alles lenkte. Nun, Glück auf denn, arme gewesene Gefangene, die jetzt das Gefängnis hinter sich haben! Nicht jeder hat das Glück, das zu erleben.

„Wir gedenken Euer, Ihr armen Mitgefangenen, die das eigene Leben in der NKWD, in Gefängnissen, in Lagern verloren haben."

So endet der große zweite Abschnitt unserer Familiengeschichte, der dritte beginnt außerhalb des Stacheldrahtzahnes und der Gefängnismauern.

Neue Wege außerhalb von Gefängnismauern und Stacheldraht

Die Insel war so groß, daß man vergaß, daß es eine Insel war, denn man konnte das Ende nicht sehen. Es waren viele Felder angelegt: Kartoffelfelder, Rübenfelder - ich weiß nicht, was noch alles angepflanzt war. Hier hatten wir zu arbeiten. Es war die Zeit der Kartoffelernte gekommen und wir sammelten die Früchte ein. Die Nächte verbrachten wir eigentlich im Freien, denn über uns war nur ein Dach, aber es war schön. Tagsüber plagten uns noch die Moskitos, deren Zeit noch nicht vorüber war. Ich hatte ein Moskitonetz, ein japanisches, das mir aber wenig half. Mein gutes Moskitonetz hatten meine Mitgefangenen mir im Lager abgebeten und ich wollte nicht, daß sie meiner böse gedenken und habe es ihnen abgegeben. Wie oft habe ich es bedauern müssen. Es tat mir leid, daß ich es ihnen überlassen hatte, denn die Moskitos haben mich so schrecklich geplagt.

Dann passierte mir auch etwas Drolliges: Da ich wenig auf Feldarbeit gehen mußte, hatte ich keine Hose, keine lange Hose. Und es war ganz undenkbar, ohne Hose aufs Feld zu gehen. Also mußte ich mir schleunigst eine Hose nähen. Nun, ich konnte mir Stoff kaufen und habe ihn zugeschnitten. Aber, da ich keine Übung im Hosennähen hatte, schnitt ich mir die Hose so zu, daß dort, wo eine Ausbuchtung zu sehen war, ich auch eine Ausbuchtung machte. Wie ich dann alles zusammengenäht hatte und angezogen hatte und die ersten Schritte gemacht habe, da ist mir die ganze Hose in allen Nähten auseinandergefallen und ich hätte sie fast unterwegs verloren. Ja, nun, die Hose habe ich mir in Ordnung gebracht und dann ging es.

Aber da war eine Frau aus der Westukraine, die so eifrig arbeitete, denn sie wollte sich Geld verdienen. Wir bekamen Geld für die Arbeit, sollten jedenfalls Geld für die Arbeit bekommen. Und diese Frau hatte auch die Normen übererfüllt. Ich habe mich auch redlich bemüht, aber ich habe letzten Endes so wenig verdient, daß ich recht erstaunt war. Ich dachte, wie kommt denn das, wir haben doch fast nebeneinander gearbeitet und scheinbar gleich gearbeitet. Und

da ist so ein großer Unterschied in dem verdienten Geld. Im großen und ganzen fühlten wir uns nicht ganz frei. Es kamen ja jeden Morgen vom Land herüber unsere Aufseher aus dem Sofjos[22].

Da gab es eine Frau, eine, die uns beobachtete. Eines morgens fühlte ich mich recht schlecht. Ich hatte Angina bekommen und dachte, daß ich nicht zur Arbeit gehen sollte. Die Brigadierin gab mir ein Thermometer, war aber selbst weggegangen. Ich hatte keine erhöhte Temperatur. Was sollte ich machen? Also, wenn ich keine erhöhte Temperatur habe, werde ich nicht von der Arbeit befreit. Da habe ich das Thermometer ein bißchen gerieben, bis es über 37° C stieg und ich war diesen Tag von Arbeit befreit.

Ich kann nicht mehr die Zahl der Gefangenen nennen, die sich auf der Insel aufhielten, aber jedenfalls waren wir eine ganz gute und große Gesellschaft. Am Abend war hier eine schwache Beleuchtung, aber wir kamen trotzdem zusammen und unterhielten uns. Meine Aufmerksamkeit wurde auf einen Mann gelenkt, der emsig bemüht war, etwas zu flicken. Ich beobachtete ihn eine Zeitlang; dann ging ich näher und bot ihm meine Hilfe an. Er wollte sein altes Hemd noch irgendwie zusammenflicken. Aber wahrhaftig, es war eigentlich nur noch ein Lappen. Nun, er nahm meine Hilfe an und so wurden wir bekannt. Er war Russe, ein ehemaliger Sekretär in einer kleinen Industriestadt am Ural. Er hatte fünfzehn Jahre Gefängnishaft hinter sich. So arbeiteten wir von einem Tage zum anderen.

Der Sommer verging allmählich, der Herbst kam mit seinen kühleren Nächten und eines Morgens landeten einige Boote. Wir wurden vom Feld gerufen und sollten unser Sack und Pack zusammennehmen. Wir wurden eingeschifft und an Land gefahren, an das andere Ufer der Angara gebracht. Von dort ging es dann noch mit dem Auto 90 km landeinwärts. Und dann kamen wir in Jemiselsk an. "Hier also werdet ihr für immer und ewig bleiben. Jeden Monat habt ihr euch einmal bei mir zu melden." Mit diesen Worten begrüßte uns der Kom-

[22] Landwirtschaftliches Staatsunternehmen

mandant. Und ich fügte hinzu: "Aber wir leben nicht ewig." Jemiseisk, Südjemiseisk, ist ein größerer Ansiedlungspunkt, einst von Goldjägern gegründet. Daß hier die Traga, die Geldfabrik auf Rädern, auch gearbeitet hatte, sah man an dem durchfurchten Gelände in der Umgebung vom Ort. Die Taiga ist nachgewachsen und umgab jetzt den Ort mit einem ziemlich dichten Ring von Wald. Wir, die ehemaligen Häftlinge, waren der Organisation Jemiseisk - Gold als Arbeitskraft - zur Verfügung gestellt worden. Hier wurden wir in Baracken untergebracht und mußten nun warten, was die Administration über unser weiteres Schicksal entscheiden würde. Uns war es nicht gestattet, selbst nach Wissen und Können eine Arbeit zu suchen. Recht bald wurden die Kräftigeren als Waldarbeiter in die Taiga abtransportiert.

Und dann kamen jeden Tag neue Anweisungen: Dieser dorthin, diese solch eine Arbeit. Dann kam auch ich an die Reihe. Ein älterer, intelligenter Russe und ich bekamen die Anweisung, Brennholz für das Administrationsgebäude der Organisation zu bereiten, d.h. wir hatten Holz zu sägen und zu hacken. Sägen und hacken hatte ich bald gelernt. Aber, daß diese Arbeit nicht ganz passend für eine Frau war, habe ich bald aus eigener Erfahrung bezeugen können. Den ganzen Tag die Säge führen, den ganzen Tag die Axt schwingen, das war nicht leicht. Und es wurde auch mit jedem Tage kühler.

Der Herbst war vorüber, der Winter stellte sich ein. Wir mußten ein paar Mal im Laufe des Tages ins Gebäude, um uns zu erwärmen. Einmal bekamen wir die Anweisung, Brennholz für das Krankenhaus zu bereiten. Am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg, dichter Nebel bedeckte und umhüllte alles. Es war sehr kalt und sonderbarerweise mußte man so schwer atmen, als ob man die Luft schlucken mußte. Nun, wir machten uns auf zur Arbeit. Als wir an Ort und Stelle ankamen, erblickte ich in der Scheune, wo wir arbeiteten, ein Thermometer an der Wand. Ich ging natürlich hin, wurde aber zunächst nicht klug, was das Thermometer eigentlich zeigte. Dann begriff ich es. Das Thermometer zeigte -58°. Also, da lag der Grund, warum der Nebel so dicht war, weshalb wir

so schwer atmen konnten. An diesem Tag brauchten wir nicht zu arbeiten; wir wurden nach Hause geschickt.

Freunde gaben mir den Rat, Ich möchte mich doch an eine ärztliche Kommission wenden, damit ich von der schweren Arbeit befreit werde. Ich befolgte den Rat, kam zu zwei jungen Ärztinnen, die mich untersuchten, abhorchten und dann schrieben sie auf ein kleines Stück Papier ihre Diagnose. Aufgrund meines Gesundheitszustandes wurde ich von schwerer Arbeit befreit - und sie händigten mir diesen Papierfetzen aus. Aber dann besannen sie sich eines anderen. Sie waren wahrscheinlich erschrocken, daß sie mir vielleicht zuviel Vergünstigung gegeben hatten, nahmen mir wieder den Zettel aus der Hand und schrieben zwischen den Zeilen in Klammern hinzu: Für 3 Monate. Meinetwegen, in 3 Monaten kann so vieles passieren. Und es passierte auch vieles.

Bald bekam ich eine andere Bestimmung. Ich wurde als Köchin angestellt. Ich sollte die Mittagssuppe für eine Arbeitergruppe kochen. Ich war keine glänzende Köchin, aber ich mußte mich fügen. Also: Was befohlen wird, muß man eben machen. Die Arbeitsstelle war 12 km vom Ort entfernt. Jeden Morgen wurden wir dorthin gefahren und am Abend zurück. Ich mußte selbst die nötigen Lebensmittel besorgen und dann dort kochen. Wenn die Arbeiter sich auf Arbeit begeben hatten, blieb ich allein zurück und das war mir sehr lieb. Ich war allein. Um mich herum die Taiga, diese wunderbare, ernste, majestätische Taiga. Ich hatte das Verlangen, mich auf die Erde zu legen. Ich streckte mich auf der Erde aus. Es war so ein Glück, sich wieder als Teil der Natur zu fühlen, als einen Teil der großen Welt. Die Suppe, die ich kochte, war jedenfalls eßbar. Ich habe ja selbst diese Suppe auch gegessen. Jedenfalls gingen keine Klagen ein. So ging es eine Zeitlang. Aber dann wurde die Arbeit weiter in die Taiga verlegt und ich mußte dann auch diese Gruppe begleiten. Da ging es tief in die Taiga hinein. Es war schön. Das Kochen habe ich auch weiter betrieben und meine Esser waren mit mir zufrieden.

Als ich einmal, wir waren ja mitten in der Taiga, so allein auf dem Pfad stand, bemerkte ich eine dünne Rauchsäule aufsteigen. Ich ging hin und erblickte eine Zigarette, die noch glimmte. Aber um die Zigarette hatte das Gras schon angefangen zu glimmen. Schnell zertrampelte ich alles. Auf solch unvorsichtige Weise kann ein Waldbrand entstehen, das ist etwas Schreckliches. Ich habe niemals einen nahen Waldbrand erleben müssen, aber von weitem habe ich ihn oft gesehen. Es war ein majestätischer Anblick, aber auch ein erschreckender Anblick. Wenn die Bäume wie Fackeln plötzlich aufflammen und das Feuer dann auf den nächsten Baum übergeht, ist schrecklich. Eines Sommers konnte man lange nicht fertig werden mit dem Brand. Dadurch wurden die Moskitos, die Mitte Sommer erschienen und erst wieder im Spätherbst verschwanden, aus der Taiga vertrieben und kamen in den Ansiedlungsort, so daß man dort mit einem Moskitonetz gehen mußte.

Hier passierte mir auch etwas Amüsantes: Der Ofen, auf dem ich kochen mußte, war ein Eisenkasten aus dickem Eisenblech, der auf die Erde gesetzt war. Er war nicht hoch. Aber wenn dann das Feuer gut brannte, war alles so heiß, daß das Eisen manchmal rot glühte. Es war sehr schwer, an den Ofen heranzukommen. Ich mußte mich aber doch um die Speisen kümmern. Was sollte ich nun machen? Da hatte ich die kluge Idee, Steine zu sammeln und mir von innen den Ofen mit Steinen auszulegen, damit meine Wand nicht so erhitzt würde. Mein Feuer brannte lustig. Plötzlich fing eine solche Kanonade[23] an, daß ich richtig erschrak. Was war los? Meine Steine platzten, einer nach dem anderen und die Kanonade hörte erst auf, als alle meine Steine geplatzt waren. Also habe ich nichts erreicht. So mußte ich mich damit begnügen, daß mein Ofen sehr heiß war und ich mit ordentlichem Respekt an den Ofen herantreten mußte. Die 2 Wochen, die ich dort verbringen mußte, vergingen und ich konnte zurückkehren nach Jemiseisk.

Es ging mir jetzt besser - nicht nur deshalb, weil ich leichtere Arbeit hatte, sondern weil ich nicht mehr allein war. F.D., den ich auf der Insel kennengelernt

[23] anhaltendes Geschützfeuer

hatte, war auch hier als Arbeiter in die Sägemühle geschickt worden. Und wir, wir wollten mit vereinten Kräften die nicht sehr leichten, ersten Schritte in der relativen Freiheit meistern. Ich hatte ja furchtbare Angst, wieder allein im Leben dazustehen nach so vielen Jahren meines Gefangenseins. Ich wußte nicht, wie ich damit fertig werde, ob ich kämpfen könnte im Leben. Jetzt war es mir leichter geworden.

Der März hatte angefangen, der Winter war überstanden. Ich hatte wieder eine neue Arbeitsbestimmung bekommen. Ich sollte die Baracke einer Arbeitergruppe in Ordnung halten. Aber die war auch 12 km entfernt vom diesem Ort. Ich war einverstanden, jeden Tag hin und zurück 12 km zu bewältigen und dann dort zwei bis drei Stunden zu sein, alles in Ordnung zu bringen. Die Arbeit gefiel mir.

Als ich mich eines Morgens auf den Weg machte und noch nicht weit vom Ort entfernt war, blieb ich stehen. Der Radiosender des Ortes meldete etwas sehr laut. Ich lauschte und dachte, daß ich nicht recht höre. Aber dann begriff ich doch, das Radio schrie in die Welt hinaus: „Stalin ist tot." Der Vater der Völker, der Vater aller Nationen, ist tot. Die Menschen haben ihren Beschützer, ihren Vater verloren. Die Menschen waren erschüttert und waren nun ratlos, was sie ohne ihren Führer machen würden. Ich blieb stehen, ich konnte es lange nicht fassen. Als ich aber endlich doch begriff, was da los war, weinte ich. Aber das waren nicht Schmerzenstränen, die mir herunterrollten. Ich dachte daran, daß eine geschichtliche Epoche zu Ende gekommen ist. Eine schreckliche Zeit eines blutigen Terrors. Und was hatte diese Zeit für unsere Familie bedeutet? Wieviel Leid hatte diese Zeit gebracht! Mein Vater tot, mein Bruder Herbert und Erika haben ihre jungen Leben tragisch verloren. Meine Mutter ist in der Verbannung gestorben. Ella und ich haben überlebt, aber unsere Jugend wurde uns gestohlen. Es kann nichts wieder hergestellt werden. Meine Schwester Gertrud war mit ihrem Sohn. Ja, ich stand lange so da und weinte. Aber es waren schließlich Tränen einer großen Erleichterung, die endlich mein ganzes Wesen erfüllte. Endlich ist doch das Ende gekommen. Natürlich würde jetzt

vieles anders werden. In welche Richtung es gehen würde, konnten wir natürlich nicht bestimmen. Ich war aufgewühlt, bis auf das Tiefste. Ich weiß nicht mehr, wie dieser Tag eigentlich zu Ende ging. Ich mußte immer wieder überlegen, wieviel Leid dieser Mensch und diese ganze Zeit mit sich gebracht haben. Wieviele Schicksale zerschlagen, wieviel Menschenleben verdorben waren.

In den letzten Monaten lief der Prozeß der jüdischen Ärzte im Kreml. Es war klar, daß danach eine Judenhetze anfangen würde. Als einmal ein ehemaliger Mitgefangener uns besucht hatte, war ich gar nicht froh. Denn alles was an Politik grenzte, war für mich furchtbar. Nach Stalins Tod wurde dieser Prozeß eingestellt. Und wie mir bekannt ist, wurden diese Ärzte auch freigelassen.

Nach Stalins Tod gab es auch eine große Amnestie für Kriminelle. Wir haben aber davon nichts gemerkt, denn diese Kriminellen hatten hier in einem fernen Winkel von Sibirien nichts zu suchen, nichts zu finden. In unserem Leben haben wir doch eine kleine Veränderung zu fühlen bekommen. Wir brauchten nicht mehr so streng darauf zu warten, wohin wir zur Arbeit geschickt wurden. Wir durften selbst etwas unternehmen. Das kam so ganz allmählich.

Sehr bald kam im Radio die Meldung, daß Beria verhaftet, gerichtet und erschossen wurde. Also gab es doch oben in den Sphären der Regierung einen großen Sturm. Was nun weiter kommen wird, mußte die Zeit zeigen. Ich konnte sogar zu Hause bleiben. Ich sägte wohl Holz, das wir als Mietgeld zahlen mußten, aber ich brauchte nicht darauf warten, daß ich jetzt unbedingt zur Arbeit geschickt werde. In der freien Zeit ging ich ab und zu in den Club und spielte dort Klavier. Als dies dem Leiter des Clubs bekannt wurde, kam er zu mir mit dem Vorschlag, ich möge eine Gruppe von Kindern hier im Club übernehmen und Klavierunterricht erteilen. Ich traute mich nicht sofort, diesen Vorschlag anzunehmen, denn ich wußte nicht, ob ich es wagen könnte, ehe ich mich mit Ella beraten hatte. Sehr bald erhielt ich Ellas Segen und ich machte mich an diese Arbeit, die für mich wieder ganz neu war. Denn Klavierunterricht habe ich noch nie erteilt. Wieder mußte ich sehr bedauern, daß ich nicht spe-

ziell Musik betrieben hatte. Seinerzeit wollte mich meine Lehrerin so sehr überreden, daß ich doch das Technikum beziehen möge. Ich spielte sehr gern und ganz gut. Aber leider hat meine Schwester auch meine Mutter überredet, sie möge mir abraten, daß ich jetzt noch eine spezielle musikalische Ausbildung bekomme, denn ich beabsichtigte, nach Abschluß des Realgymnasiums nach Deutschland zu fahren. Leider habe ich mich überreden lassen.

Dann begann ich diese für mich neue Arbeit. Ich hatte nette Kinder und mir war die Arbeit natürlich sehr lieb. Selbstverständlich mußte ich auch selbst genügend arbeiten, um auch gewisse Techniken wieder zu erlangen und mich auch theoretisch vorzubereiten. Ella schickte mir entsprechende Literatur und wenn ich Fragen hatte, war sie natürlich immer bereit, mir dabei zu helfen. Sie machte mir den Vorschlag, ich solle doch nachfragen, ob ich nicht die Erlaubnis bekommen könnte, zu ihnen besuchsweise nach Karaganda kommen zu dürfen. Diese Erlaubnis erhielt ich sehr bald und nachdem die Sommerferien angefangen hatten, machte ich mich auf den Weg. Ein bißchen Angst hatte ich natürlich, denn nach so vielen Jahren, in denen ich nichts selbständig unternehmen konnte, eine lange Reise zu unternehmen, war ein bißchen furchterregend, aber ich wagte es und machte mich auf den Weg. Die Reise ging glücklich vonstatten, obwohl sie viele Strapazen mit sich brachte. Von Jemiselsk mußte ich an die Angara kommen, den Angara und Jenisei überqueren, das ist ein richtiges Meer, das man zu überqueren hat, um nach Krasnojarsk kommen. Das sind viele Kilometer bis dahin. Nun das klappte auch. In Krasnojarsk war ich in einem Hotel untergebracht und dort fuhr dann auch schon die Eisenbahn. Und nun ging es bis Semipalatinsk - ich glaube, ich war zwei Tage unterwegs. Und dann von Semipalatinsk aus mußte ich das große Gebiet von Kasachstan überqueren, was auch wieder zwei oder mehr Tage dauerte. Und dann kam ich endlich in Karaganda an.

Auf dem Bahnhof erwartete mich Ella. Und dann lagen wir einander in den Armen und konnten nur sagen: „Ella" - „Frieda", bis wir uns dann endlich beruhigt hatten. Oskar Seitz, der Enkel von dem einstigen Kirchendiener, Herm Seitz

aus Tbilisi und jetzt Kollege am Musik-Technikum, brachte uns mit seinem Auto nach Hause zu meiner Schwester. Gertrud war nicht da. Sie war mit ihren Sportlern weit von Karaganda entfernt. Als ich in das Zimmer eintrat, in das gemütliche Zimmer - der runde Tisch mit Tischdecke und Blumen, die Lampe über dem Tisch mit dem schönen, bunten Lampenschirm - war alles so, als ob ich aus weiter Ferne wieder zurückgekehrt war, in etwas, was ich schon vergessen hatte. Es war alles so gemütlich, so fern, so anheimelnd[34]. Es war 1937, als wir, Ella und ich, uns im Gefängnis von Tbilisi trennen mußten. So viele Jahre waren seither vergangen, aber jetzt brauchten keine Brücken geschlagen werden. Wir fanden wieder zusammen, als ob wir gestern erst einander verlassen hätten. Außerdem waren hier auch Tiere, zwei Katzen und Ellas Hund Tobi. Ich freute mich natürlich sehr darüber, denn wir Gefangenen durften natürlich keine Tiere halten und ich hatte wohl einige Begegnungen in der Gefangenschaft. Aber das waren sogenannte illegale Begegnungen. Ella zeigte mir alles, was man Schönes sehen konnte. Karaganda ist eine große und, ich muß sagen, schöne Stadt mit vielen Blumen. Aber sie liegt in einer Ebene; in weiter Ferne sieht man nur einen niedrigen Zug von Hügeln. Ich liebe die Berge und entbehrte diese sehr. Nach einigen Tagen kam auch Gertrud mit ihrem Sohn zurück. Die Zeit verging, ich möchte sagen, viel zu schnell. Ich merkte erst gar nicht, wie die Tage verflogen. Als wir eines Tages, Ella und ich, an einem recht warmen Tag Eis aßen, habe ich mir eine starke Angina zugezogen und mußte sogar das Bett hüten. In dieser Zeit machte die Katze Murka mir die Freude, ihre Jungen auf meinem Bett zur Welt zu bringen.

Ich hatte für einen Monat Urlaub bekommen und dieser Monat war so schnell vorübergeflogen, daß ich es gar nicht bemerkt hatte. Also mußte ich mich wieder auf die Rückreise machen. Jetzt wußte ich schon, was für ein Weg mir bevorstand, welche Strapazen ich auf mich nehmen mußte.

Ich erinnere mich, daß ich etwas Drolliges erlebt habe auf dem Karaganda Bahnhof: Ich sah dort Bettler. Ich dachte, daß in diesen zwanzig Jahren, die ich

[34] vertraut

in der Gefangenschaft verbracht hatte, alle Bettler liquidiert worden wären und so eine Erscheinung überhaupt nicht mehr vorkäme. Ich dachte, das wäre Provokation und ich hütete mich davor, ihnen etwas zu geben. Später erfuhr ich natürlich, daß es keine Provokation war, sondern daß es Bettler gebe, wie es sie auch früher gegeben hat. Nun, ich kam glücklich in Jemiseisk an und das Leben ging weiter.

Ich begann wieder mit meiner Arbeit im Club und nahm auch an der Laiengruppe teil. Ich begleitete den Gesang. Für meine Arbeit bekam ich Geld, denn es war eine offizielle Arbeit. F.D. verdiente besser in der Sägemühle, so daß wir unser Auskommen hatten für ein bescheidenes Leben. Außerdem hatten mir ja auch meine Schwestern am Anfang ein paar Mal Geld geschickt. Das Leben wurde wieder interessanter und ich hatte Freunde gefunden. Das waren in erster Linie Frau Pauline Leopoldowna, sie war eine halbe Deutsche und wurde nach Sibirien verschoben, ich glaube nach Kirows Ermordung. Sie arbeitete jetzt hier als Deutschlehrerin. Sie wurde mir eine mütterliche Freundin. Ich merkte bald, wie sehr ich auf verschiedenen Gebieten zurückgeblieben war, wie vieles ich nicht gelesen hatte und auch nicht zu hören bekam. Das war alles nicht so schnell wieder aufzuholen. In der Gefangenschaft habe ich so wenige Bücher gelesen, zu lesen bekommen, daß die Finger meiner beiden Hände ausreichten, um diese Bücher aufzuzählen. Ich schätzte sehr diese Freundschaft mit Pauline Leopoldo und diese dauerte fort, auch nachdem ich Sibirien verlassen hatte.

Eine andere Freundin war Antonina Terentjewna, ein interessanter Mensch. Sie war Kosakin, zwar eine ziemlich derbe Erscheinung, aber sehr gutmütig. Sie war Mitglied der kommunistischen Partei. Sie leitete den Pelzhandel mit dem Ausland, so daß sie in Österreich war und in Gefangenschaft geriet. Sie war meine Vorgängerin als Köchin. Dort begann dann unsere Bekanntschaft und Freundschaft. Als wir dann beide Sibirien verlassen konnten, trafen wir uns nach einigen Jahren in Moskau wieder.

Ich hatte manch interessante Bekanntschaften und Freundschaften. Ich meinte, daß es jetzt auch an der Zeit sein könnte, daß man sich bemühen müßte, um rehabilitiert zu werden. Ich überredete F.D., er solle eine Eingabe machen. Er hat es getan. Auch ich schrieb an das Lagergericht, in dem ich das zweite Mal gerichtet wurde. Aber bald bekam ich von dort eine Absage.

Wir beschlossen, ein Hündchen zu nehmen. Und so kam das kleine Lorchen in unser Haus und brachte uns viel Freude. Lorchen war ein kleiner Hund. Ich weiß nicht einmal, es muß ein Mischling gewesen sein, aber jedenfalls war es klein und konnte, ohne daß ich es angelernt hätte, auf den Hinterbeinen durch das ganze Haus gehen. Das war sehr interessant.

Es passierte ein paar Mal, daß am Morgen gemeldet wurde, daß am Rande von Jemiseisk eine Kuh von Bären zerrissen wurde, die des Nachts die Kühe, die im Walde weideten, überfallen hatten. Sie wagten sich also bis an den Ansiedlungspunkt. Deshalb hatte ich ja auch immer diese Angst, als ich meine 12 km hin und zurück wandern mußte, daß ich vielleicht auf einen Bären stoße. Ich hatte auch einen Hund dort kennengelernt, der auf Bärenjagd gegangen war, aber jetzt war er schon alt und Bärenjagd wurde auch nicht mehr durchgeführt. Es waren nur vereinzelte Fälle bekannt geworden, daß Bären erschienen.

F.D. erhielt sehr bald die Bestätigung seiner Rehabilitation. Jetzt war er richtig frei geworden. Er konnte sich in alle Richtungen bewegen. Er hatte eine Heimat, er hatte Verwandte im Ural. Und so machte er sich auch bald auf, Sibirien für immer zu verlassen. Er war fest davon überzeugt, daß die KP ihn nicht vergessen hat und ihn auch nicht verlassen wird. Er wollte auch nicht zugeben, daß Stalin davon wußte, was in der Sowjetunion vor sich ging. Es kam die Zeit, daß wir voneinander Abschied nahmen und uns für immer trennten. Die Zeit blieb nicht stehen.

Seit meiner Befreiung aus der Gefangenschaft ist auch schon eine geraume Zeit vergangen. Mein Selbstvertrauen erwachte allmählich und ich hatte nicht

mehr diese Angst, mich allein durchs Leben kämpfen zu müssen. Ich arbeitete mit meiner Kindergruppe und im Zirkel der Laienkunst im Club. Mein Lorchen leistete mir Gesellschaft und ich bekam noch einen Hundefreund, es war ein Spitzmischling. Ein sehr hübscher Hund, weiß, mit einem hellgelben Fleck und hellblauen Augen. Das war so sonderbar. Er machte zuerst Lorchen den Hof, aber Lorchen war noch nicht volljährig und nahm seine Werbung nicht an. Seine Sympathie und Liebe schenkte er mir und begleitete mich auf Schritt und Tritt. Wenn sich mir jemand näherte, so knurrte er - aber ich wollte und konnte ihn nicht an mich gewöhnen, denn ich hatte erfahren, daß er von seinem Herrn zurückgelassen wurde, als er Sibirien verließ. Jetzt hatte er einen neuen Herrn, aber er hat sich scheinbar nicht so gut dort gefühlt, und so kam er jeden Tag zu mir, aber ich wollte ihn nicht daran gewöhnen, bei mir zu bleiben. Ich fütterte ihn nicht. Aber er achtete nicht darauf und begleitete mich überallhin, so daß ich mich nie einsam fühlte. Unterdessen bemühte sich Ella darum, die Erlaubnis zu erwirken, daß ich Sibirien verlassen und nach Karaganda umsiedeln könnte. Ich arbeitete gern und ich hatte auch Erfolge in meiner Arbeit. Kaum war F.D. fort, als alle Deutschen, die sich am Ort befanden, bei mir erschienen. Ich erschrak ein bißchen, denn alles, was an Politik erinnerte, wollte ich fern von mir halten. Und da kam eine ganze Gesellschaft Deutscher, eine Frau und einige Männer. Diese Männer waren übrigens deutsche Kriegsgefangene, die auch hierher gebracht worden waren. Aber sie wurden anscheinend wieder nach Deutschland entlassen; jedenfalls von hier kamen sie fort, so daß ich keine Angst haben brauchte.

Bald konnte auch ich mich bereitmachen, Sibirien zu verlassen. Vierzehn Jahre habe ich hier verbracht, elf Jahre in Gefangenschaft und drei Jahre in relativer Freiheit. Ich war nicht traurig darüber, Sibirien zu verlassen, denn ich habe sehr viel Schweres in dieser Zeit erleben müssen. Lorchen übergab ich meinen Freunden, denn es war unmöglich, sie mitzunehmen. Ich wußte schon, welche Strapazen mir während der Reise bevorstanden. Da konnte ich mir genau vorstellen, wie das gehen würde mit einem Hund. Ich hätte ihn unterwegs verloren, auf diese oder jene Weise. Am Tage meiner Abfahrt habe ich auch Fips nicht

XXXI-ГОД
731399

Ведомственная
МАЙЕР-МЕЛИКОВА
ВЕРХОВНЫЙ СУД
Грузинской ССР
23 февраля 1957 г.
№ 86/пр.
Тбилиси, Атарбекова, Дом № 32.

СПРАВКА

Дело по обвинению Майер-Меликовой Фриды Рихардовны пересмотрено Президиумом Верховного Суда Грузинской ССР 28 декабря 1956 года.

Постановлением Президиума приговор Спецколлегии Верховного Суда Груз.ССР от 14 августа 1937 года в отношении Майер-Меликовой Фриды Рихардовны отменен, дело о ней производством прекращено и она реабилитирована.

Председатель Верховного
Суда Грузинской ССР
И. Долидзе /И.Долидзе/

Hochstest Gericht
Georgischen S.S.R
23Februar 1957
N 86/pr
Tbilisi. Atarbekow Str N 32

Ausweis 731399

Die Sache der Beschuldigung von Mayer- Melikowa Frieda Richardowna ist vom Presidium des Hochsten Gerichts der Georgischen S.S.R. ist am 28 Dezember 1956 überprüft.

Durch die Bestimmung des Präsidiums ist das Urteil Spezkollegiums des Hochsten Gerichts der Georgischen S.S.R. vom 14 August 1937 in bezug auf Mayer- Melikowa Frieda Richardowna aufgehoben, die Untersuchung ihrer Sache ist eingestellt und sie ist rehabilitiert.

Vorsitzender des Hochsten
Gerichts Georgischen S.S.R. (Dolidse)

gesehen, so daß ich mich nicht von ihm verabschieden konnte. Hier blieben meine Freundinnen Antonina und Pauline. Es war 1954, als ich Sibirien verlassen konnte.

In Karaganda nahmen mich meine Schwestern in ihre Familie auf. Ich wurde nun Mitglied einer geschlossenen Familie meiner Schwestern Ella, Gertrud und Woldi, Gertruds Sohns. Ella arbeitete am Musik-Technikum. Gertrud war mit Sport beschäftigt und Woldi wurde Student des Medizinischen Instituts. Ich sollte auch am Musik-Technikum arbeiten.

Als der Herbst kam, begann die Arbeit auf diesem Gebiet. Ich muß sagen, daß diese 16 Jahre keinen Einfluß auf meinem Umgang mit der heutigen Jugend ausübten. Ich habe sehr bald mit allen Kontakt aufnehmen können und es bestand ein warmes Verhältnis zwischen meinen Studenten und mir. Ich erteilte Klavierunterricht, das obligatorische Klavier, das alle Studenten aller Fakultäten unbedingt durchmachen mußten. Ich war viel beschäftigt. Ich hatte nicht nur Schüler in Klavier, sondern mußte auch Klavierbegleitung bei Klarinettisten ausüben. Jedenfalls war die Arbeit interessant und füllte mein Leben aus. Als ich einmal allein zu Hause war, brachte die Post für Ella und mich die Bestätigung unserer Rehabilitierung. Wir hatten zusammen nach Moskau geschrieben und nun traf sie ein. Ella war auf Arbeit. Ich beeilte mich, zu ihr zu gehen und ihr diese Nachricht zu überbringen. Es war natürlich eine große Freude. Wir saßen zusammen und weinten, aber jetzt waren es Freudentränen, die wir vergossen. Die Jahre konnten nicht mehr zurückgebracht werden, aber jetzt waren wir vollberechtigte Bürger und kein Schatten begleitete uns. Wir beschlossen, im nächsten Sommer uns nun nach Tbilisi aufzumachen, natürlich besuchsweise. Übersiedeln konnten wir nicht. Aber einen Besuch machen konnten wir, weil wir jetzt rehabilitiert waren und uns vor nichts mehr fürchten mußten. Als nun das Jahr zu Ende ging, trafen wir Vorbereitungen zur Abreise. Ich mußte gut daran arbeiten, um meine Ausstattung zu bereichern, denn ich war immer noch recht arm. So saßen wir nun, Ella und ich, und nähten und fertigten, so daß es nicht auffiel, daß wir beide manches Schwere durchgemacht haben.

Der Sommer kam und wir machten uns auf den Weg. Die Reise ging über Moskau. Als wir in Moskau waren, wollte Ella mich in die Welt dort einführen. Das erste, was sie tat, sie brachte mich in ein gutes Restaurant und da saß ich nun und fühlte mich so unwohl, denn ich meinte, die Blicke aller wären immer wieder auf mich gerichtet, weil ich doch sozusagen die arme, ehemalige Gefangene aus Sibirien war. Ella ermutigte mich immer und war mein sehr guter Führer in der ganzen Zeit. Auch in der Metro brauchte ich mich um nichts zu kümmern. Ella führte mich und ich ging ruhig ihr nach. Nun ging es von Moskau weiter nach Süden. Wir kamen in bekannte Gegenden. Aber es war so sonderbar, es lagen doch 20 Jahre zwischen heute und dem, was gewesen ist. Aber als wir uns Tbilisi näherten, schien es uns, als wenn wir vielleicht gestern diese Stadt verlassen hätten. Als der Zug schon langsamer fuhr und sich dem Bahnhof von Tbilisi näherte, erkannte Ella schon von weitem Ivetta auf dem Perron[25]. Es ist mir gelungen, mich soweit zusammenzunehmen, daß ich nicht weinen mußte. Aber es war sehr schwer. Ivetta war nun in den 20 Jahren eine junge Frau geworden und hübsch. Sie empfing uns taktvoll, aber sehr zurückhaltend. Das konnte man ja von ihr auch nicht verlangen, daß sie sich mir gleich an den Hals wirft. Wir haben uns doch vor so vielen Jahren trennen müssen und sie ist ohne mich aufgewachsen. In der ganzen Zeit, in der wir uns in Tbilisi befanden, begleitete sie uns überallhin, wohin wir sie aufforderten. Aber sie blieb immer so - ich kann ruhig sagen, kühl, reserviert, aber sehr taktvoll. Wir lernten ihren zukünftigen Mann kennen, der gerade seinen Militärdienst durchmachen mußte. In Tbilisi suchten wir Freunde und Bekannte und Verwandte auf.

Wir selbst waren bei Leni und ihrer Mutter, Tante Klara, abgestiegen. Wir wollten unbedingt das ehemalige Pastorat aufsuchen, denn Gertrud war ein Jahr zuvor nach Tbilisi gefahren. Sie wurde von der Sportorganisation aufgefordert, zu einem Treffen zu kommen. Und als sie dann im Pastorat erschien, brachten sie die ehemaligen Nachbarn in den Kellerraum und zeigten ihr die Bücher, die dort aufbewahrt waren. Die Bücher aus der Bibliothek unseres Vaters, unsere

[25] Bahnsteig, Plattform

Familienbücher und auch viele Bücher aus der Gemeindebibliothek. Gertrud brachte dann nach Karaganda eine ganze Menge von Büchern. Vaters Shakespeare-Sammlung, eine Schiller-Sammlung und noch einiges mehr. Sie fand zufällig auch noch ein paar silberne Löffel, die sich dort zwischen den Büchern verirrt hatten und einige Teller vom Geschirr unserer Mutter. Das brachte sie alles nach Karaganda.

Jetzt hofften Ella und ich, daß wir auch noch einiges von den Büchern finden würden und uns etwas mitnehmen könnten. Ich wünschte sehr, wieder eine Bibel zu bekommen, denn ich hatte diese vielen Jahren hindurch keine. Und so kamen wir ins Pastorat. Da waren alle Nachbarn von einst und sie erzählten uns mit Bedauern, daß vor ganz kurzer Zeit alle Bücher aus dem Kellerraum hinausgetragen wurden. Es wurde ein Scheiterhaufen errichtet und die Bücher wurden alle verbrannt. Wir waren natürlich furchtbar traurig. Was konnten wir machen, wir konnten nichts ändern. Als wir uns wandten, um wegzugehen, trat eine Nachbarin vor und überreichte ein kleines Buch. Ich nahm es, öffnete es und sah eine Bibel - eine Bibel, in die unser Vater eine Widmung für unsere Schwester Erika geschrieben hatte. „Seiner lieben Tochter Erika zum gesegneten Gebrauch zu ihrer Konfirmation von ihrem Vater". Pastor Richard Mayer also war da, nicht nur eine Bibel, sondern auch von unserem Vater eine Widmung. Es war eine kleine Bibel aus sehr dünnem Papier gedruckt mit deutlicher Schrift. Wir waren sehr froh. Die Nachbarin sagte: „Nehmt dieses Buch." Meiner Tochter hat es so gefallen und sie nahm es. Aber sie kann ja nicht Deutsch lesen, so hat es für sie keine Bedeutung. Und so hatten wir wenigstens ein Buch. Ella gab es mir, denn sie hatte das Testament und so erhielt ich diese Bibel. Als ich dann nach vielen Jahren nach Deutschland kam, schenkte ich das Buch meinem Bruder Fritz, denn ich war schon blind.

Wir besuchten die neu angelegte Sputnik-Stadt von Tbilisi. Da passierte uns etwas Drolliges: Wir standen an einer Straßenecke, es war schönes Wetter, der Himmel ohne ein Wölkchen. Plötzlich Donner! Wir blickten erschrocken auf, konnten aber nichts sehen. Da trat lächelnd ein Vorübergehender zu uns und

sagte: „Ein Flugzeug". Wir kamen aus Kasachstan und hatten noch kein Düsenflugzeug gesehen. Wir schämten uns ein bißchen, aber wir konnten ja nichts dafür.

Der Monat in Tbilisi verging schnell und wir machten uns auf die Rückreise. Ich hATTEe also meine Tochter kennengelernt und wie sich unsere Beziehung weiter gestalten würde, das wird die Zukunft zeigen. Zurück fuhren wir mit unserer Tante Klara, Lenis Mutter. Sie wollte in Karaganda ihre Verwandten besuchen. In Moskau beabsichtigten wir, das Mausoleum zu besuchen. Aber als wir dorthin kamen, da waren solche schrecklichen Schlangen. Wir drei standen und wußten nicht, was tun. Es war undenkbar, daß wir uns in dieser furchtbaren Menschenschlange anstellten. Tante Klara fing an, den wachhabenden Soldaten anzureden und zu bitten, er möge uns durchlassen, weil wir auf der Durchreise waren. Er ließ sich erweichen und schickte uns in die ersten Reihen. Wir waren beladen, in beiden Händen Taschen, da wir einkaufen waren. Das war unangenehm, denn ins Mausoleum wurde man nicht hereingelassen, wenn man etwas trug. Er riet uns, uns an Ausländer zu heften. Wir taten das auch und so kamen wir in das Mausoleum. Wir sahen beide, Lenin und Stalin. Es war ein sonderbares Gefühl, hier die beiden Mumien liegen zu sehen, die die ganze Welt umordnen wollten und teilweise auch umgordnetet haben. Von Moskau fuhren wir weiter nach Karaganda. Aber bis Semipalatiusk war man auf europäischem Gebiet, aber von Semipalatiusk ging es südwärts nach Karaganda und dann kam diese unendliche Steppe von Kasachstan, die wir in 2 Tagen durchquert haben. Das war ein bedrückendes Gefühl. Also da fühlte man, wie weit man von seinem Heimatland entfernt war.

Das Leben in Karaganda ging weiter. Es gab die Arbeit, die viel Zeit des Tages in Anspruch nahm, dann gewisse Hauspflichten und es gab natürlich auch manche Abwechslung. Wir konnten Konzerte besuchen. Für mich war das auch wieder ein Eintreten in das normale, einst gewohnte Leben möglich. Wir freuten uns immer, wenn das Arbeitsjahr zu Ende ging. Dann machten wir Pläne, wie wir den Sommer verbringen, denn der Sommer bereicherte unser Leben sehr.

Ich habe in Karaganda 7 Jahre verbracht. Es sind sieben Sommer gewesen, die ich mit Ella zusammen verlebt habe. Die Arbeit ging ihren Lauf, aber der Sommer brachte die große Abwechslung: Erholung, Erfrischung, neue Lebenskraft, neuen Lebensmut.

Kaum war ich in Karaganda angekommen, als ich mit einer Gruppe von Studenten auf Neuland geschickt wurde. Das war in jener Zeit, in den 50er Jahren die große Aufgabe, überall Neuland zu erschließen. Kasachstan hatte genug dieser Steppen, die in Felder verwandelt werden konnten. So hatte ich Gelegenheit, dieses Neuland kennenzulernen. Es war sehr interessant. Von weitem schon konnte man ein hügeliges Gelände sehen. Was das eigentlich war, erkannte man erst von nahem. Es waren Hügel, recht hohe Hügel, die aus Weizen bestanden, also Berge von Weizen. Es war ein erschütternder Eindruck. Das Korn war geerntet. Jetzt mußte es weitergebracht werden in diese Elevatoren!. Hier sollten also auch die Studenten mithelfen: Der Weizen mußte umgeschaufelt, die Fahrzeuge beladen, umgeladen werden. Es gab genug Arbeit. Ich war noch neu und habe die Arbeit nicht richtig anfangen können. Ich kannte auch die Studenten noch nicht, mußte sie aber betreuen. Es war interessant, daß sich immer wieder ein Unruhegeist fand, der alles durcheinanderbrachte. Es war eine Studentin, die eines Nachts alle Jungen aufgestöbert hat. Sie haben bei diesen Weizenhügeln gelagert, die ganze Nacht gesungen und gesprochen. Am Morgen wurde empört an die Tür geklopft, ob ich nicht die Studenten am Unfug hindern könne. Natürlich konnte ich nichts tun, wenn sie in der Nacht aufstehen. Nun, die Zeit verging auch und wir kamen schließlich nach Hause. Immer wieder mußte man lernen, wie gewissenlos und manchmal unmenschlich die Menschen waren. Als wir zurückgebracht wurden, mußte jeder der Studenten in sein Haus gebracht werden und ich mußte alles überwachen und leiten. Als ich dann schließlich allein zurückblieb, sagten der Fahrer und sein Begleiter, ich solle aussteigen. Ich war aber noch ziemlich weit vom Hause meiner Schwester entfernt. Da ich nichts machen konnte, stieg ich aus und mußte meine Sachen tragen. Danach hatte ich furchtbares Kopfweh, aber so ist es nun einmal.

Gertrud war immer mit ihren Sportlern verbunden. Sommer und Winter. Im Sommer mußte sie mit ihnen irgendwohin fahren, im Winter hatte sie ihr Training in der Stadt. Ella und ich waren immer zusammen. In einem Sommer fuhren wir nach Riga und lernten diese Stadt kennen. Die drei Ostseerepubliken waren eine Stufe zu Europa hin. Außerdem trugen sie sehr viel Europäisches in sich. Wie viele Gebäude sind im gotischen Stil, besonders in Estland errichtet worden.

In Riga hatten wir ein sehr schönes Erlebnis. Wir sahen die Annonce, daß in der Domkirche Mozarts Requiem gegeben wurde. Nun hofften wir, noch Karten zu bekommen, aber davon war keine Spur, alles ausverkauft. Am nächsten Tag lauerten wir am Domplatz auf Menschen, die vielleicht eine freie Karte hätten. Ella an einer Straßenecke, ich an der anderen Ecke. Aber niemand hatte Karten übrig. Mit Schrecken sahen wir, daß die Frau im Begriff war, die Domtüren zu schließen. Da kam eine Frau mit schnellen Schritten auf den Dom zu, die noch zwei Karten hatte. Ich reichte ihr das Geld, sie gab mir die Karten. Aber da legt sich eine Hand auf meine Hand, die die Karten hielt. Zum Glück konnte ich sie festhalten, so daß sie mir nicht entrissen wurden. Ella war am anderen Ende des Platzes. Ich schrie laut nach Ella, lief ihr entgegen und wir eilten jetzt zur Domtür, die Frau ließ sich erweichen und wir konnten noch eintreten. Wir konnten es fast nicht glauben. Da saßen wir nun in der Domkirche und sahen diese herrliche Orgel. Es war damals eine der besten Orgeln in Riga. Das wunderbare Requiem konnten wir hier hören.

Ein andermal lernten wir die Perle von Kasachstan kennen. Eine Legende erzählt: Als Gott die Welt erschuf, gab er jedem Land einiges von den Schönheiten, die auf dieser Welt verteilt wurden. Als es dann an Kasachstan kam, war nichts mehr da. Was sollte nun dieses Land, das so übergangen wurde? Da erbarmte sich Gott und er gab nun alles, was noch übrigeblieben ist, mit freigiebiger Hand diesem Kasachstan. Da waren Berge, eine unendliche Anzahl von wunderbaren Seen, Wälder mit den verschiedensten Beeren und Pilzen.

Frieda 1956 in Karaganda
(vier Jahre nach der Entlassung aus der Gefangenschaft)

Jedenfalls ein Stückchen Paradies. Und dieses Paradies, das war der Ort Prima, heute ein Klimaerholungsort. Es war wirklich ein sehr schönes Fleckchen Erde. Hier verbrachten wir auch einen Sommer.

Natürlich besuchten wir immer wieder den Kaukasus. Eines Sommers beschlossen wir, Ivetta mit Ihren 2 Kindern ans Schwarze Meer zu rufen. Da gibt es Hosta, ein schöner Kurort am Schwarzem Meer mit einem sandigen Strand. Wir fuhren hin und hatten auch zwei Freunde aus Karaganda hierher rufen können. Dann kam Ivetta mit ihren Kindern und wir verlebten zusammen einen Sommer. Es war eine schöne Zeit. Wir gaben Ivetta die Möglichkeit, viel selbst zu machen für ihre Kinder, z.B. das Frühstück, damit sie bekommen, woran sie gewöhnt sind: Milch, Eier und allerlei solche Sachen. Aber als dann der Sommer zu Ende ging, wir nach Karaganda und Ivetta nach Tbilisi reisten, da fand die Schwiegermutter von Ivetta, daß die Kinder mager geworden wären. Aber ich dachte, sie sind einfach ein bißchen gewachsen. Außerdem ist das Meeresklima nicht sehr günstig für Kinder. Jedenfalls waren sie frisch, munter und gesund zurückgekehrt.

Einmal fuhren wir von Chosta nach Pizunda, ein sehr schöner Ort. Am Schwarzen Meer waren alle Orte schön. Pizunda hat eine kleine Bucht, nicht tief. Als wir dann aus der Bucht hinaus aufs offene Meer zurückfuhren, da fing plötzlich das kleine Schiff furchtbar an zu schaukeln, denn das Meer war unruhig. In der Bucht hat man das nicht gespürt. Plötzlich sah ich wie vier Delphine, die Schwarzmeerdelphine sind nicht groß, von einer Welle in die andere sprangen. Das war so interessant, wie auf Kommando: Eins, zwei und alle vier springen in die herankommende Welle und wieder in die nächste, alle in einer Reihe. Es war sehr schön. Ich wollte alle heraufrufen aufs Deck, aber ich hatte keine Zeit, denn die Delphine waren schon fort. Aber das Bild vergesse ich nie.

Als wir einmal wieder nach Tbilisi gefahren sind, hielten wir uns auf dem Rückweg in Gafra auf. Wir wollten auch den Rigasee, der hoch in den Bergen liegt, sehen. Dahin fuhren immer wieder Touristenautos. Als wir dann am Eingang

der Schlucht, die hinaufführte, angekommen waren, sahen wir große Unruhe. Es war an der Mündung des letzten Flusses, daß etwas gesucht wurde. Wir erfuhren, daß ein Touristenauto in die Schlucht abgestürzt war und alle dreiundzwanzig Menschen vermißt und nach ihnen gesucht wurde. Wir erfuhren, daß von den dreiundzwanzig Menschen acht gerettet wurden. Natürlich war die Stimmung nicht lustig. Wir wären gerne umgekehrt, aber das konnten wir nicht, weil wir schon weit von Gafra entfernt waren. Der Weg hinauf geht immer aufwärts, von einer Schlucht in die andere. Es ist ein wunderbarer Weg. Die Schlucht ist ganz schmal. Dann immer wieder strömt ein Flüßchen hinein. Als wir dann fast oben angekommen waren, hielt der Autobus der Miliz. Dort war der Touristenautobus abgestürzt. Auch wir schauten hinunter, es war schrecklich, denn tief unten, stand der Bus wieder auf allen vier Rädern.

Es war ein sehr beeindruckender Anblick. Vom Rigasee war es nicht mehr weit. Es ist ein wunderbarer See, eingeschlossen von hohen Bergen, nicht sehr groß. Und man vermutete, daß hier Schneemassen den See gebildet haben. Wald und Berge ringsumher und nur ein Ausfluß aus dem See. Aber wie ich schon sagte, war die Stimmung ziemlich bedrückt nach dieser Katastrophe. Wir waren froh, als wir dann wieder glücklich unten angelangt waren. Wir kamen einige Male in den Kaukasus.

Wir trafen uns auch immer wieder mit Ivetta, die Kinder wuchsen heran und dann waren wir einen Sommer in Bordschan. Es war das Jahr 1958. In der Zeitung lasen wir, das Chrustchow mit Nixon ein Treffen in Amerika hatte. Dort hat er so schön russisch geflucht. Als wir nach Karaganda zurückkamen, hörten wir, daß in dieser Zeit in Thermikan, das war auch eine Kohlenindustriestadt, nicht weit von Karaganda entfernt, ein Aufstand war, der mit Panzern unterdrückt worden war. Wahrscheinlich hat Nixon davon gewußt, als er mit Chrustchow zusammenkam. Es war ein Arbeiteraufstand. Die einheimischen Arbeiter empörten sich dagegen, daß ausländische Arbeiter mehr Lohn als sie bekamen. Damit fing es an. Im nächsten Sommer fuhren Ella und ich nach Leningrad und besuchten unsere lieben Freunde aus Karaganda, Natole und sei-

ne Frau Nadja. Er war unser Kollege am Musik-Technikum in Karaganda. Ein sehr lieber Mensch! Wie bei allen unseren Reisen war Ella der Guide[26]. Sie war vor unserer Verhaftung bereits in Leningrad und nun zeigte sie mir viele Sehenswürdigkeiten. Unsere Freunde freuten sich über unseren Besuch. Sie waren vor einiger Zeit nach Leningrad übergesiedelt. Unsere Freunde und wir fuhren auch nach Peterhof und besichtigten die Sehenswürdigkeit aus der Zeit Peters des Großen mit seinen goldenen Springbrunnen.

So vergingen sieben Jahre. Sieben Jahre war ich nun in Karaganda. Ich hatte mein Rentenalter erreicht und beschloß nun, Karaganda zu verlassen und wieder selbständig meinen Lebensweg weiterzugehen. Ich wollte zurück nach Tbilisi. Als alle Formalitäten erledigt waren, verabschiedete ich mich von meinen Schwestern, Woldi und den Freunden, die ich auch hier gefunden hatte. Nun ging die Reise zurück in die Heimat.

Es war im Jahr 1962, Herbst, die schönste Jahreszeit im Süden. Es war nicht mehr heiß, aber warm, alles grün, Blumen, Früchte. Tbilisi empfing mich und meinen Cousin Leo, der auch nach Tbilisi fuhr, um seine Schwester zu besuchen. Auf dem Bahnhof erwarteten uns Leni und ihre Mutter, Tante Clara, Jelena Andrejewna, bei der ich wohnen sollte, und Ivetta mit ihrem Mann. Ich hatte mich nicht angemelden, aber am letzten Tage in Karaganda hatte mich Ella überredet, an Ivetta ein Telegramm zu schicken. Nun wollte ich mit Jelena Andrejewna zu ihr gehen, aber Ivetta und Anatoli wollten es nicht zulassen, daß ich bei Jelena wohnte. Ich weigerte mich aber, zu ihnen zu kommen, bis Tante Clara sagte: „Wenn Deine Tochter Dich so sehr bittet, mußt du nachgeben." Leider habe nachgegeben. Ich bin zu ihnen gezogen und Jelena Anddrejwna ging allein zurück in ihr Haus.

Wieder in der Heimat! So kam ich nun zu Ivetta, nicht in Ivettas Haus, sondern in das Haus der Schwiegermutter. Denn sie war das Oberhaupt in der siebenköpfigen Familie. Meine Enkelkinder, 5- und 4jährig, haben mich bald akzep-

[26] Reiseführer

tiert. Wenn ich am Abend nach Hause kam, empfingen sie mich an der Tür mit "liebe Oma, liebe Oma". Wer ihnen das beigebracht hat, weiß ich nicht, ich jedenfalls war es nicht. Ich war meist den ganzen Tag abwesend, um meine Angelegenheiten zu regeln. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß das Baden der Kinder eine schlimme Sache ist. Geschrei, fast Geheul, mit einem Wort, die Kinder haben sich gefürchtet, die Erwachsenen waren alle wie auf Kohlen und es war eine furchtbar unangenehme Situation. Da erdreistete ich mich einmal, sie mögen mir erlauben, die jüngere Enkelin zu baden. Nun, mit einer gewissen Zurückhaltung bekam ich die Erlaubnis. Ich machte alles bereit und ging mit dem Kind ins Bad. Ich merkte, wie das Kind fast zitterte. Ich sprach mit ihr ruhig und erzählte ihr allerlei. Dann fing das Baden an. Sie konnte ganz ungehemmt mit mir lachen und spaßen. Das Kopfwaschen ging auch ohne Schwierigkeiten. „Es wird nichts Schlimmes passieren, wenn du die Augen zumachst." So brachten wir die Sache zu Ende. Als das Kind im Nachthemd vor die Tür trat, stand Ivetta davor. Sie hatte die ganze Zeit vor der Tür gestanden in der Absicht, gleich zu Hilfe zu kommen, wenn etwas passieren würde. Aber es ist alles gutgegangen. Ich erntete Verwunderung, aber auch große Bewunderung. Aber das war alles nicht zu meinen Gunsten, denn dann kam einmal dieser böse Morgen, als Ivetta sich eine ungeheure Taktlosigkeit mir gegenüber erlaubte. Ich packte das Notwendigste zusammen und verließ das Haus. Es sollte viele Jahre dauern, bis endlich freundschaftliche Beziehungen sich einstellten. Ich ging zu Jelena A., die mich freundschaftlich aufnahm.

Es ging alles langsam vorwärts. Ich hatte alle meine Dokumente in der Miliz abgegeben. Aber die Erlaubnis zum Einschreiben in der Stadt kam noch nicht. Da passierte es mir - ich hatte die Absicht, meine Freundin zu besuchen - daß ich beim Einsteigen in den Autobus zurückgeschleudert wurde. Der Fahrer hatte nicht beachtet, daß ich noch nicht eingestiegen war und fuhr los. Ich wurde auf den Gehsteig geworfen. Gleich kamen einige junge Leute und halfen mir beim Aufstehen. Aber es war so schwer, alles schmerzte, mein ganzer Körper. Was sollte ich machen. Ich mußte zurück zu Jelena A. und wieder einen Autobus besteigen, war undenkbar. Also mußte ich eine lange Strecke zu Fuß zu-

rücklegen, ich ging wie ein alter Mensch. Jelena erschrak. Als ich dann mit einer Wärmflasche im Bett lag wurde mir leichter. Ich selbst war niedergeschlagen. Ich mußte zu allen Behörden gehen. Ich habe ein paar Mal die Schwefelbäder besucht und dort ein warmes Bad genommen. Es tat mir sehr gut - Es dauerte einen ganzen Monat, bis ich mich frei bewegen konnte. Aber mein Bleiben bei Jelena A. währte auch nicht lange. Ihre böse Schwester hatte der Miliz die Anzeige gemacht, daß ich, ohne daß ich in der Stadt eingeschrieben war, hier lebe. Und da erschien die Miliz. Jelena A. war entsetzt, daß sie als ehrliche, treue Kommunistin Besuch von der Miliz bekommt. Ich mußte mich wieder aufmachen, um einen anderen Wohnplatz zu suchen. So kam es, daß ich im Laufe des ersten Jahres in der Heimat achtmal meinen Wohnsitz wechselte, bis ich dann endlich ein Zimmer fand, in dem ich ruhig leben konnte.

Maria K., eine Freundin, war es, die mich zum Minister der Inneren Angelegenheiten brachte. Der Minister ist ihr Patient. Der Minister machte einen sehr guten Eindruck. Er stellte mir ein paar Fragen und am nächsten Tag hatte ich die Erlaubnis. Aber jetzt mußte ich jemanden finden, der mich in seine Wohnung einstweilen aufnahm, d.h. in der Wohnung mußte auch genug Wohnfläche für mich sein. Aber ich bekam nicht das Recht, diese Wohnfläche zu beanspruchen. Also war das nur ein fiktives Einschreiben. Ich ging zuerst zu einer weitläufigen Verwandten mit der Bitte, mich einschreiben zu lassen. Sie sagte, was ich mir eigentlich einbilde, was ich mir denke, davon könne gar nicht die Rede sein. Mit einem Wort: Absage. Dann ging ich zu der einstigen Freundin meiner Schwester Ella. Auch sie sagte mir dieselben Worte. Sie wisse ja nicht ..., weiter sagte sie nichts. Aber ich konnte mir denken, was sie sagen wollte. Ich sagte, sie wisse doch aus welcher Familie ich käme, sie sei doch oft genug bei uns gewesen. Also wieder eine Absage. Dann ging ich zu einer bekannten Familie, dasselbe. Also wieder wie ein räudiger Hund vor die Türe gestellt. Es war eine schreckliche Sache, so hinausgetrieben zu werden. Ich verzweifelte beinahe. Wer würde mich einschreiben. Da war die Schwägerin von Leni, meiner Cousine. Sie sagte, es bliebe ihr nichts anderes übrig, als daß sie mich bei ihr einschreiben ließe. Also war die Lösung gefunden.

Für das Zimmer mußte ich die Hälfte meiner Rente bezahlen. Aber die andere Hälfte wollte mir nicht ausreichten für mein bescheidenes Leben und ich verbrauchte allmählich das Geld, das ich mitgebracht hatte, diese 500 Rubel, die auch kein Kapital waren. Als ich dann angekommen war bei 120 Rubel, da wußte ich nicht, was ich weiter machen sollte. Arbeit hatte ich noch nicht, das Geld ging zu Ende, so leben kann man auch nicht. Soll ich wirklich wieder zurückfahren nach Karaganda? Welche Arbeit soll ich übernehmen? Gerne hätte ich auf dem Gebiet der Musik weitergearbeitet, ein Gebiet, auf dem die Politik keine entscheidende Rolle spielt. Ich ging vor dem Ministerium für Kultur auf und ab. Ich konnte mich nicht entschließen, die Schwelle zu übertreten. Ich hatte sehr wenig Chancen, denn mir fehlte eine Spezialausbildung in Musik. Praktisch konnte ich nicht mit solchen Leuten konkurrieren, die eine gute Technik besaßen. Schließlich verließ ich das Ministerium mit dem festen Entschluß, mich jetzt der Sprache zuzuwenden und durch Unterricht und vielleicht Übersetzungen mein Brot zu verdienen. Ich bekam auch bald Stunden. Da ging das Leben wieder leichter. Im Sommer kam Ella nach Tbilisi. Jetzt, da ich meine Anschrift in der Stadt hatte, konnte ich eine Arbeit aufnehmen. Ich wandte mich ans Polytechnische Institut. Hier habe ich kurze Zeit gearbeitet und dann kam ich an die Universität. Ich wollte unter Menschen sein. Auch hatte ich schon längst begriffen, daß ich es erkämpfen mußte, daß ich als Mensch vollwertig und vollberechtigt anerkannt wurde und ich mir schließlich eine anerkannte Existenz schaffen könnte. Aber dieses Erkämpfen, das war keine leichte Sache.

Es waren schon viele Jahre vergangen, nachdem Stalin entthront wurde. Aber die Einstellung der Menschen hat sich noch längst nicht geändert. Ich fühlte immer wieder diese Geringschätzung, gewissermaßen Mißachtung aller derer, die in den Händen der Stalinwirtschaft waren. Ich arbeitete gern an der Universität, denn ich war nicht planmäßig eingestellt, sondern bekam eine stundenweise Bezahlung. Sie war richtig miserabel. Für eine Privatstunde konnte man 5, 6 Mal mehr Geld bekommen als für eine Stunde an der Universität.

Frieda mit Cousine Leni 1963
(nach der Rückkehr aus Karaganda)

Allmählich lernte ich so manche Menschen kennen, die mir zu lieben Freunden wurden. Auch meinen späteren Mann, Alexander Mühlmann, lernte ich sehr bald kennen.

Leider war sehr bald nach meiner Ankunft in Tbilisi meine Tante Clara, Lenis Mutter, gestorben. Mit ihr hatte ich eine liebe Freundin verloren, ich war sehr traurig. Aber die Steine, die auf meinem Weg lagen, wurden allmählich weggeräumt und mein Leben wurde leichter und freundlicher. Ich hatte mein Auskommen, hatte eine Wohnung und konnte darauf hoffen, daß ich in absehbarer Zukunft auch mein eigenes Quartier bekommen könnte. Aber da mußte ich noch warten. Ella kam jeden Sommer und wir überlegten zusammen, wie wir den Sommer verbringen sollten. Einmal besuchten wir auch Ivettas Familie in der Sommerfrische. In Ellas Begleitung ging es, allein hätte ich es nicht gewagt. Die Arbeit mit den Studenten machte mir natürlich Freude und gab mir große Befriedigung. Ich sah, daß mein langes Wegbleiben und meine lange Isolierung nicht verhindern konnte, daß ich mit der Jugend gut auskam. Die Studenten achteten mich und akzeptierten mich jedenfalls und ich fühlte niemals einen Unterschied im Verhalten zwischen mir und anderen Pädagogen.

Zwischen mir und Leni bestand eine sehr warme, freundschaftliche Beziehung. Manches unternahmen wir gemeinsam, z.B. Besuche von Konzerten und dergleichen mehr. Ich möchte über ein Konzert erzählen: Es war ein Klavierkonzert. Ich wußte, daß der Pianist blind war. Ob er vollständig sein Augenlicht verloren hatte, wußte ich nicht. Aber er galt als blinder Musikant. Wir hatten Karten zu diesem Konzert. Ich verspätete mich und kam erst zum zweiten Teil, denn ich bekam Besuch. Als ich nun in den Saal kam und der Pianist an das Klavier geführt wurde, war ich so erschüttert, daß ich anfing, bitterlich zu weinen. Ich ahnte nicht, daß ich in dreißig Jahren selbst in diese Lage kommen würde.

Mit der Zeit fand ich so manch liebe neue Freunde. Sehr innige, warme Freundschaft verband mich mit Minna Führer, die für mich eine mütterliche

Freundin wurde. Ich achtete, liebte und schätze sie sehr. Auch mein Cousin Igor wurde mir ein lieber Freund. Wir machten fast jeden Sonntag gemeinsam Ausflüge, an denen auch sein kleiner Sohn teilnahm.

In jener Zeit war es nicht gefährlich, in der Umgebung von Tbilisi herumzuschweifen und wir brauchten nichts zu befürchten. Ich konnte die Natur genießen und die Freiheit genießen und freute mich sehr über alles, was ich jetzt hatte und so lange Zeit entbehren mußte. Igor machte mich bekannt mit einer ehemaligen Korrespondentin, die während des Krieges an der Front war. Ein sehr intelligenter, kluger Mensch. Schon bei der ersten Begegnung hat sie mir ein Plätzchen in ihrem Herzen eingeräumt, obwohl sie bald meine ganze Geschichte erfuhr. Sie hat sich nicht gescheut, mich zu ihren Freunden zu zählen. Natürlich war sie Parteimitglied, aber mit einem hellen Kopf, der vieles verstand. Ich zog noch einmal um. Bekannte haben mir vorgeschlagen, bei ihnen einzuziehen. Es war ein größeres Zimmer in dem Haus, das einst von Beria gebaut worden war. Leider wurde es sehr vernachlässigt und als ich in das Zimmer kam, erschrak ich. Es war schmutzig, die Decke grau. Ich verstand damals noch nicht, Decken zu weißeln, das habe ich erst später gelernt. Nun, so gut es ging, brachte ich das Zimmer in Ordnung und lebte ein Jahr dort. 1965 bekam ich ein eigenes 1-Zimmer-Quartier für Rehabilitierte. Das war natürlich ein großer Tag für mich. Als dann noch warmes Wasser kam, fühlte ich mich wie eine Königin. Bald kam Gertrud nach Tbilisi. Ihre ehemalige Freundin und gewissermaßen Nachfolgerin im Sport hatte vermittelt, daß Gertrud nach Tbilisi kommen konnte. Sie lebte bei mir.

Meine Wohnung war in einem neuen Stadtviertel, das früher noch nicht existierte. In diesem Viertel lebte auch meine Tochter. Nicht weit von mir, im Hause Nr. 11, ich in Nr. 13. Aber die Wand war so hoch, daß wir getrennt voneinander lebten. Woldi war schon in Tbilisi, lebte im Studentenheim und war Aspirant[II] des Akademikers N.A. Dann kam auch Ella nach Tbilisi, so daß wir alle zusammen waren. Wir drei Schwestern lebten einige Zeit in meiner Wohnung, bis dann Gertrud eine miserable Wohnung erhielt und Ella ein kleines Zimmer bei

ihrer Freundin. Gertrud und Woldi bewohnten zusammen dieses ärmliche Quartier. Es war ein ehemaliger Lagerraum, mit dem sich Gertrud begnügte. Es wurde ihr versprochen, ihr später etwas Gutes zu geben. Alexander (Sascha) zeigte sich oft bei mir. Er machte mich bekannt mit seinen Freunden. Nun war es eine größere Gesellschaft, die Ausflüge machte und an denen ich gerne teilnahm.

So verging die Zeit und 1968 faßten Alexander und ich den Entschluß, zu heiraten. Ella und Alexanders Schwester Nina waren unsere Zeugen, als wir uns im Standesamt registrierten. Auch Alexander hatte eine 1-Zimmer-Wohnung und wir versuchten nun, diese beiden Wohnungen zu vereinen und eine 2-Zimmer-Wohnung zu bekommen. Es glückte uns, aber wie es meistens der Fall war, diese Wohnung war sehr vernachlässigt. Aber als dann meine Gehilfin in diesen Angelegenheiten, Olga, die Wohnung geputzt hatte, war es eine nette Wohnung. Wir mußten natürlich so manches anschaffen. Allmählich fanden wir alles, was zum Leben nötig war. Als dann noch der 5. Stock aufgebaut wurde und unser Balkon in eine geräumige Loggia verwandelt wurde, war die Wohnung sehr schön. Ich legte Blumen an, zuerst vor dem Haus. Aber das glückte nicht, es wurde immer alles zertrampelt. Meine Freunde rieten mir, mich damit zu begnügen, in der Loggia Pflanzen zu halten. Und so bekamen wir eine hübsche Wohnung, in der es gemütlich zu war leben.

Mein Leben hat sich dann vollständig geändert: Ein eigenes Heim und dann als wir nach einigen Jahren unser kleines Hündchen, Morli, ins Haus bekamen, war viel Freude und Leben. Unser Morli war für uns wie ein Kindchen, verständig, klug und lieb. Es begleitete uns überall hin. Bevor wir Morli nahmen, haben wir jedes Jahr Reisen unternommen mit Sascha. Wir waren in Tallin, in Riga, in Wilnus, im Nordkaukasus. Aber mit Morli sind wir nicht mehr soweit gereist und wir haben uns mit dem Kaukasus begnügt. Unsere Freundin, Frau L.D., überredete mich, nach Deutschland zu schreiben. Sie wußte, daß mein Bruder noch am Leben war. Sie war die Freundin einer späteren Frau meines Cousins. Ich hatte Angst, Kontakt mit dem Ausland aufzunehmen. Das war eine gefährliche

Sache. Aber Sascha sagte, daß er sich nicht fürchte, ich solle anfangen zu korrespondieren und unsere Adresse angeben. Ich entschloß mich zu schreiben, bekam auch ziemlich bald einen Brief von meinem Bruder Fritz. Das war natürlich eine große Freude, denn seit den 30er Jahren waren jegliche Verbindungen mit Fritz und mit meinen beiden älteren Schwestern Doris und Minny unterbrochen. Jetzt wußten wir, daß Doris und Fritz am Leben waren, meine Schwester Minny war 1954 gestorben. Es entwickelte sich ein warmer Briefwechsel zwischen Fritz und mir und auch mit Doris.

Das Leben verlief recht interessant, weil wir so manches unternahmen. Ella, Leni und ich organisierten unseren Lesezirkel. Wir versammelten uns einmal in der Woche. Einmal bei Ella, das nächste Mal vielleicht bei mir oder bei Leni. Wir kamen am Abend zusammen, tranken gemütlich unseren Tee und dann lasen wir so manches interessante Buch. Wer Lust hatte und nicht vorlas, machte Handarbeit. Das bereite uns großes Vergnügen und ich glaube, wir haben es nie versäumt, zusammenzukommen, bis dann auch Leni Tbilisi verließ und Ella starb. Da war es aus mit dem Lesekreis. Ich hatte aber noch anderes unternommen.

Es waren verschiedene Gründe, die mich dazu bewogen haben, französisch zu lernen. Meine Lehrerin war Madame Renée, eine Französin aus der Schweiz. Leider dauerte diese Zusammenarbeit nur ein Jahr, denn es kam das Jahr 1983, das ein sehr schweres Jahr werden sollte. Noch früher, ungefähr ein Jahr zuvor, passierte etwas, was einen schweren Eindruck hinterlassen sollte. Es fing sehr banal an. Alexander und ich waren keine Frühaufsteher. Im Winter waren wir nicht bereit, die geplanten Ausflüge früh zu beginnen. Dann machten wir uns zu zweit mit unserem Hündchen auf, an die Luft zu kommen. Meist fuhren wir nach Zchneti mit einem Autobus und blieben dann dort nach Belieben länger oder kürzer. Eines Sonntags war Morli vorangelaufen. Ich ging ihr nach und kam schon in den Wald. Da kam mir ein Mann entgegen. Wir hatten ihn schon oft gesehen. Er war Forstarbeiter und zugleich Milizionär. Er sagte mir, ich solle nächsten Sonntag ohne Mann kommen. Ich war verblüfft, was sollte

Frieda mit ihrem Mann Alexander Mühlmann
1980

das bedeuten? Ich konnte nicht grob sein, habe nichts gesagt und ging zurück. Alexander hatte sich noch aufgehalten. Ich habe es ihm erzählt. Aber damit war die Sache nicht erledigt. Immer, wenn wir in Zchneti erschienen, war auch der Mann da. Ich weiß nicht einmal, wie er hieß. Er beobachtete uns, mal hinter Bäumen, mal hinter Büschen auf der anderen Seite der Chaussee und ließ uns nicht aus den Augen. Einmal, auf dem Rückweg kam uns ein Auto entgegen. Als es uns überholt hatte, fuhr es rückwärts und direkt auf mich zu. Ich habe Morli auf den Arm genommen, die neben mir lief. Wir konnten uns den Vorfall nicht erklären. Auch die Autonummer haben wir uns nicht gemerkt. Und dann, als wir ein anderes Mal wieder mit der Gesellschaft dort waren, hörten wir einen Schuß. Ich weiß nicht, ob es ein Schreckschuß gewesen war oder ob es vielleicht nur ein knallendes Auto gewesen ist. Jedenfalls sagte Sascha, daß auf ihn geschossen wurde. Auf einer offenen Straße, wir waren gerade an dem Kaufhaus des Ortes angelangt und Menschen waren auch da, war nicht anzunehmen, daß dort richtig geschossen wurde, ein Schreckschuß könnte es gewesen sein. Jedenfalls als wir es uns später zu Hause überlegten, kamen wir zu dem Schluß, daß dieser Mann uns ausspionierte.

Ich war so entsetzt darüber. Ich dachte: Soviel Jahre habe ich in Gefangenschaft verbracht und jetzt soll wieder so etwas anfangen. Ich wollte keine Stunde länger hierbleiben in der Sowjetunion. Was soll das und warum? Was könnte der Grund sein? Das Einfachste ist, einen Menschen politisch zu verdächtigen. Und nun fing dieses Spionieren an. Das war ein Grund, den man wohl annehmen könnte. Aber was machen, wie kommt man aus der Sowjetunion heraus? Damals war die Sachlage anders. Man mußte eine Anforderung von Verwandten bekommen, um dann die Erlaubnis zu erhalten, hinauszufahren. Ich schrieb an meinen Bruder und bat um eine solche Anforderung. Aber mein Bruder war ein bißchen erschrocken und wir bekamen keine Anforderung. Aber dann kam dieses schwere Jahr 1983 und Sascha mußte sich einer Operation unterziehen. Alles andere trat in den Hintergrund. Nach Zchneti sind wir natürlich nicht mehr gegangen und so beruhigte sich die Angelegenheit. So ist es im Leben: Einmal kommt man auf den Wellenberg hinauf, einmal geht es

wieder hinunter ins tiefe Tal. Und so war auch das Jahr 1983 ein dunkles Tal für uns. Ich mußte meine lieben Stunden mit Mme. Renée unterbrechen. Am 30. August war ich das letzte Mal bei ihr zur Stunde. Sascha kam ins Krankenhaus. Jeden Tag ging ich ins Krankenhaus in den weit abgelegen Teil der Stadt.

Als ich dann endlich am 27. September die Möglichkeit hatte Mme. Renée aufzusuchen, kam ich gerade dazu, als sie einbalsamiert wurde. Gestorben! Ich war furchtbar traurig. Das war der Anfang von allem, was noch in diesem Jahr passieren sollte. Die Zeit verging, es wurde November. Am 28. November sollte Sascha operiert werden. Am 26. November, ich war am Abend nach Hause gekommen, kam ein Telefonanruf aus dem Hause meiner Schwester Gertrud (Woldi und Gertrud hatten schon eine schöne Wohnung), daß meine Schwester Ella gestorben ist. Ich konnte erst gar nicht verstehen, was diese fremde Stimme mir meldete. Es war eine Nachbarin. Ich machte mich natürlich sofort auf den Weg. Es waren nur 15 Minuten zu Fuß zu gehen und dann traf ich meine Schwester Ella tot an. Ein neuer Schlag. Eine Woche lang hatte ich Ella nicht besucht, denn es war eine große Belastung für mich, jeden Tag ins Krankenhaus zu gehen und für Sascha allerhand vorzubereiten, was ich mitbringen mußte. Am Abend wieder zurück, wir hatten ja das Hündchen zu Hause. Eine liebe Nachbarin übernachtete in unserem Hause, wenn ich im Krankenhaus bleiben mußte. Ich habe Sascha nichts gesagt von Ellas Tod, denn ihm stand die Operation bevor. Aber diese wurde verlegt wegen Ellas Tod. Woldi hatte viele Jahre in diesem Krankenhaus gearbeitet. Deshalb wurde die Operation verlegt auf den 8. Dezember. Ich habe es fertiggebracht, Sascha nicht anmerken zu lassen, daß ich jeden Tag in das Haus meiner Schwester ging. Ella wohnte ja auch dort. Auch von der Beerdigung wußte Sascha nichts, erst als seine Operation glücklich überstanden war, bat ich seine Nichte, daß sie es ihm sage. Bis Januar war Sascha im Krankenhaus und kam erst am 8. Januar wieder nach Hause. Nun mußte dafür gesorgt werden, daß er wieder zu Kräften kam. Allmählich kam er wieder zu sich, aber das sollte noch nicht alles sein. Im März 1984 starb seine Schwester Nina. Und dann bekamen wir zu erkennen,

was es heißt, etwas zu erben. Die Schwester hatte in eine reiche Familie geheiratet. Deshalb war so manches da. Einiges hatte Nina ihrem Bruder Sascha zur Aufbewahrung gegeben. Nun, da sie tot war, fanden sich plötzlich allerlei Erben. Sascha, noch geschwächt nach der Operation, ertrug alles nur sehr schwer. Er entschloß, sich von allem loszusagen. Er gab seine Unterschrift, daß er nichts beanspruche, man solle ihn in Ruhe lassen. Damit war gewissermaßen Ruhe hergestellt. Aber es war eine sehr unangenehme Zeit.

Wir nahmen wieder alles auf, was wir angefangen hatten, kamen zu unseren Lesekränzchen zusammen, machten Ausflüge, und ich, als Andenken an meine sehr geliebte Französischlehrerin, Mme. Renée, wollte das Französisch nicht fallen lassen. Ich bat meine Freundin Hanna, daß sie sich mit mir beschäftigen solle. So haben wir dann jede Woche eine französische Lesestunde eingerichtet. Aber wie es eben ist, jeder Mensch hat seine Begabungen, seinen Charakter. Hanna war nicht wie Mme. Renée, mit der ich sehr gern arbeitete, und ich muß gestehen, daß ich alle Lust verloren habe. Ich habe passiv weitergemacht, aber am liebsten hätte ich es fallenlassen. Aber ich wollte Hanna nicht kränken.

Sascha nahm auch wieder seine Arbeit auf und da wir ja unser kleines Morli hatten, fuhren wir während der Sommerzeit nicht mehr weit fort. Wir blieben innerhalb der Grenzen des Kaukasus. So kamen wir dann mit Morli nach Suhumi, ein paarmal nach Karaganda, Kochoni, aber wir machten keine Flüge mehr. Im Jahre 1990 feierten wir Saschas 90. Geburtstag im Kreise unserer Freunde. Wir konnten nicht ahnen, daß dies unser letztes leichtes, heiteres Jahr war. Denn im nächsten Jahr kam wieder das dunkle Wellental, das schrecklich schwer ausfallen sollte.

Im März erkrankte Sascha an beiderseitiger Lungenentzündung. Er hatte sich ans offene Fenster gesetzt und meinte, daß die schöne Sonne genügend wärmt. Als ich ins Zimmer kam, erschrak ich richtig, schloß das Fenster. Aber es war zu spät, er hatte sich schon erkältet. Am nächsten Tag hatte er schon

morgens erhöhte Temperatur. Aber er wollte sich trotzdem nicht hinlegen. In ein paar Tagen war das Fieber schon auf 40° C. Und so mußte er den ganzen Monat schwer kämpfen. Er konnte die Krankheit nicht überwinden, bis endlich eine liebe Bekannte das nötige Arzneimittel, ein Exportmittel, gefunden hatte, das dann endlich den Umschwung herbeiführte. Sascha konnte genesen.

Mitte April war er soweit zu Kräften gekommen, aber, wie ein russisches Sprichwort sagt: „Kommt ein Leid, so öffne die Tore weit." So war es auch hier. Ein kleiner Umstand führte dazu, daß ich die Treppe hinabstürzte. Ich war gerade mit Morli nach Hause gekommen und entdeckte, daß Morlis Leine fehlte. Ich ging zurück, ich schloß nicht einmal die Türe, lehnte sie nur an. Aber ich hatte den Eindruck, daß eine unsichtbare starke Hand mich hinuntergestoßen hat. Ich konnte mich nicht festhalten an den Eisenstäben des Geländers, bis ich endlich unten liegenblieb, neun Stufen tiefer. Ich hatte mir ordentlich den Kopf angeschlagen und es drehte sich alles um mich herum, als ich endlich aufstehen konnte. Ich konnte mich mit großer Anstrengung am Geländer wieder hinaufziehen. Es war niemand im Treppenhaus, der mir beistehen konnte. Vor unserer Wohnungstür wäre ich fast wieder gestürzt, aber es gelang mir hineinzukommen. Ich rief gleich Sascha zu Hilfe. Als ich meine Hand vom Kopf wegnahm war sie ganz rot, blutüberströmt. Der Arzt wurde gerufen, ich bekam eine Injektion und wurde dann ins Krankenhaus gebracht, dort wurden mir ein paar Nähte am Kopf gesetzt. Der Schwindel verging einigermaßen. Ich fragte die Ärztin, ob ich liegen müsse. Aber sie meinte nein, nicht unbedingt. Das war ein großer Fehler, natürlich hätte ich liegen müssen. So kam es, daß ich schon nach einem Monat so geschwächt war, daß ich nicht mehr alleine gehen konnte.

Meine Tochter half mir bei den Arztbesuchen in der Poliklinik. Dort wurde gesagt, daß dies Folgen des Sturzes seien. Ich bekam Tabletten und auch die Augenärztin meinte, daß alles normal weitergehen würde. Ich konnte sehen, aber sehr bald merkte ich, daß ich immer schlechter und schlechter sah. Und

das progressierte so schnell, daß ich nach einem halben Jahr fast gar nichts mehr sehen konnte.

In dieser Zeit hatte auch mein Morli Schweres durchzumachen. Sie hatte sich schon früher einer Operation unterziehen müssen, diese lief aber gut ab. Aber jetzt, da ich sie nicht mehr regelmäßig ausführen konnte, war sie einmal hinausgelaufen. Als der Milchmann kam und die Türe nur angelehnt war, lief Morli weg. Ich bin mit dem Milchmann hinuntergegangen. Ich mußte mich an ihm halten, weil ich nicht mehr selbständig gehen konnte. Nirgends war Morli zu sehen und niemand konnte sagen, wo sie hingelaufen war. Endlich meldete ein Junge, daß sie unten an der Haltestelle, recht weit vom Haus entfernt, saß. Wir kamen dorthin und ich erblickte unser Morli mit blutenden Füßchen. Ich nahm sie auf den Arm und zum Glück kam eine bekannte Tierfreundin, der es auch gemeldet wurde. Sie half mir, in die Veterinärstation zu kommen, dort wollten sie das Füßchen gleich amputieren. Doch ich wollte es nicht zulassen. Ich wollte zuerst zu einem anderen Arzt gehen. Morli wurde drei Tage behandelt, aber das Füßchen konnte nicht gerettet werden. Bis zum Knie wurde es schließlich abgenommen, so daß Morli mit mir gleichzeitig leiden mußte. Und im Februar starb zu unserem großen Leid unser Morli. Ich konnte sie kaum noch sehen. Und dann wurde ich blind. Das war ein schrecklicher Schlag, nicht nur für mich. Ich meine, Sascha konnte das bis zuletzt nicht verkraften. Das war auch ein Grund, weshalb wir uns entschlossen hatten, unsere Heimat zu verlassen.

Die nationalistischen Strömungen in Georgien wurden immer stärker. Der Kampf um die Macht zwischen Gamsachurdia und Schewardnaze, der schon zurückgekommen war, begann. Dann kam der Krieg in der Stadt selbst - es war eine böse Zeit. Natürlich kam alles gewissermaßen ins Stocken und es war nicht lustig, zu leben. Die Massen können ja so leicht beeinflußt werden. Und wir, die wir auch kein georgisches Aussehen hatten, wurden als Russen angesehen. Der Russenhaß war natürlich sehr stark entbrannt.

Gamsachurdia hatte sich die Aussage erlaubt: „Georgien nur für Georgier, alle anderen sind Gäste im Lande." Wir vermieden es, uns auf der Straße zu zeigen. Es war einfach unangenehm. Wir wurden nicht unterdrückt, nicht verfolgt. Aber uns wurde gezeigt, daß wir nicht in unserer Heimat waren. Wir reichten unsere Dokumente ein als Spätaussiedler und erhielten sehr bald die Erlaubnis, ich glaube es vergingen kaum 2 Monate, daß wir unsere positive Antwort erhalten haben. Aber es war nicht so einfach, sich loszureißen. Wir mußten liquidieren[27], wir mußten unser Heim, unser gemütliches Heim, das wir ausgestattet hatten und wo jedes Stück durch unsere Arbeit erworben war, auflösen. Für mich war es nicht so schwer, denn als ich erblindete, mußte ich schon vielem entsagen, was mir lieb und teuer gewesen war. Es war mir ziemlich gleichgültig, es ging mir nicht sehr tief zu Herzen, daß nun alles wegkam. Ich habe zum Glück nicht sehen müssen, wie ein Stück nach dem anderen aus dem Haus getragen wurde. Leider erkennt man in solcher Zeit, wie böse die Natur des Menschen ist. Aber wie ich schon sagte, ich war froh, daß ich vieles nicht mit ansehen mußte.

So war es mir nicht so schwer, unsere Heimat zu verlassen. Es war im September 1994.

[27] auflösen

In der Heimat unserer Vorfahren

Durch unsere Abfahrt wurden viele Probleme gelöst, auch das Problem Mutter - Tochter. Ich ließ jetzt alles seinen Gang gehen. Ich meinte, meine Gegenwart wurde jetzt nicht mehr störend wirken, ich fand, es ist gut und richtig, was wir beschlossen hatten zu tun. Außerdem konnten wir jetzt nicht mehr zu zweit existieren, weil Sascha schon alt geworden war. Er war nicht mehr so rüstig, wohl noch recht beweglich. Doch man mußte damit rechnen, daß ich ihn nicht weiter versorgen konnte. Ich mußte selbst geführt werden. Mit einem Wort, wir sahen ein, daß dies das Richtige warund haben es getan. Am 5. September um Mitternacht flogen wir ab mit einer Boeing, einem wunderbaren Flugzeug und kamen am frühen Morgen auf deutschem Boden an. Leider waren die ersten Stunden, die wir hier verbrachten, nicht angenehm. Wir mußten in das Aufnahmelager bei Hamburg und hier hat der Taxifahrer, der uns dorthin brachte, eine hohe Summe erpreßt. Und wir waren so naiv, daß wir glaubten, daß die Deutschen nicht unehrlich sein könnten. So sind wir ordentlich hereingefallen. Als die Leitung des Aufnahmelagers uns das Fahrgeld zurückerstatten wollte, konnten wir außer der Flugkarte nichts vorweisen. Wir hatten vom Taxifahrer keine Unterschrift. Auch die Nummer seines Wagens wußten wir nicht. Der Leiter des Heimes hat später Anzeige erstattet, aber dabei ist nichts herausgekommen. Der uns empfohlene waschechte deutsche Taxifahrer war klug genug, alle Spuren zu verwischen. Aber überall fand man liebe Menschen. Dort im Aufnahmelager waren wir nur drei Tage und wir haben gleich eine sehr liebe Frau gefunden, mit der ich auch heute noch Kontakt habe.

Am dritten Tage wurden wir von dort wieder nach dem Süden gebracht, denn wir sagten, daß wir aus dem Süden kommen und nicht im Norden bleiben möchten. Und so kamen wir dann nach Pirmasens. Wir waren eine Nacht in dem Wohnlager und dann hat uns die Leiterin gleich in das Seniorenheim Hinterweidental gebracht. Aber es war sehr schwer, da wir auf unsere Zimmer angewiesen waren. Kaum im Speisesaal mit dem Essen fertig, verzogen sich alle auf ihre Zimmer. Jetzt waren Sascha und ich in einem kleinen Zimmer einge-

schlossen. Es war schwierig und Sascha wollte sich nicht anpassen. Er meinte, daß es so weitergehen würde wie es zu Hause war und er hoffte, daß wir auch wieder selbständig leben könnten. Das konnte ja kommen, aber nicht sofort. Außerdem zeigte die ärztliche Untersuchung, eine gründliche Ultraschalluntersuchung, daß er sehr krank war. Herzklappensklerose. Er wollte nicht die ihm neu verschriebenen Medikamente einnehmen, denn er meinte, daß alles, was ihm zu Hause verschrieben worden war, auch weiterhin gültig sei. Ich weiß nicht, ob die neuen Medikamente ihm noch lange Lebenszeit gegeben hätten oder nicht. Aber dann kam das Eine zum Anderen.

Am 30. November hatte ich einen Termin für die Augenklinik in Homburg. Hier mußten wir uns für immer verabschieden. Wir wußten das natürlich noch nicht, aber es kam so. Der 30. November war das genaue Datum, an dem wir 26 Jahre zusammengelebt hatten. Ich mußte mich zwei Augenoperationen unterziehen, beide Augen wurden operiert, scheinbar Prophylaxe. Ich hatte bis zum letzten Moment eine kleine Hoffnung, daß mir geholfen werden könnte. Aber schon nach der ersten Operation wußte ich, daß ich vergeblich gehofft habe. Ich denke, auch diese Tatsache hatte großen Einfluß auf Saschas baldigen Tod. Am 6. Dezember, als ich mich der zweiten Augenoperation unterziehen mußte, starb Sascha. Er hatte noch mit meiner Nichte Agnes in Lauda telefoniert und sagte angeblich: „Ich sterbe." Am nächsten Tag kam die Heimleiterin und meldete mir Saschas Tod. Er war noch ins Krankenhaus gebracht worden, weil er sich schlecht gefühlt hatte. Der Blutdruck änderte sich ständig und er soll schon nach einer Stunde im Krankenhaus gestorben sein.

Ich wurde am 9. Dezember aus der Augenklinik entlassen, am 12. wurde Sascha beerdigt. Auf dem katholischen Friedhof. Der kath. Pfarrer hielt eine Rede. Agnes, Sandro und Eka, die Heimleiterin und noch einige aus dem Heim waren auf dem Friedhof. Ich blieb nun einige Monate allein im Zimmer. Wieder war ich allein auf meinem Lebensweg zurückgeblieben und wußte nicht, wie sich alles weiter gestalten wird. Ich war froh, daß ich keine Zimmergenossin hatte. Aber in den letzten drei Monaten bekam ich dann doch eine Mitbewohnerin. Eine Ver-

wandte meiner letzten Zimmergenossin hatte eine blinde Mitarbeiterin. Sie erzählte mir von ihr und überredete mich, die Bekanntschaft mit ihr zu machen. So kam ich das erste Mal in meinem Leben, selbst blind, mit einer Blinden zusammen. Es war eine für mich schwere Begegnung, aber Annette überredete mich, die Blindenschrift zu erlernen und gab mir anfangs die nötigen Anweisungen und schickte mir zwei Bücher. Ich fing damit an. Als ich die Buchstaben ertasten wollte, merkte ich, daß dies eine sehr schwere Sache ist, denn man muß ein eigenes Tastgefühl entwickeln. Annette hatte mir gesagt, daß es Monate dauern würde, bis es soweit ist. Meine Cousine Leni, die in Württemberg schon 6 Jahre lebte, überredete mich, daß ich herkommen solle. Es gelang auch, die Erlaubnis zu bekommen und ich mußte mich damit begnügen, in einem Heim zu leben, denn an ein selbständiges Leben war nicht mehr zu denken.

So übersiedelte ich nach Württemberg, in die kleine Stadt Schorndorf. Ich kam wieder in ein Heim. Hier bin ich schon zwei ganze Jahre. In dieser Zeit habe ich die Blindenschrift bewältigt und bringe es fertig, zu lesen. Heute habe ich das erste Buch mit Blindenschrift aus der Blindenbibliothek bekommen. Hier ist das Leben anders, ich habe so manche Freunde gefunden. Die ganze Umgebung ist, ich kann sagen, intelligenter. Mit meinem Heimatland Georgien habe ich Briefwechsel, den ich mit allen Freunden und mit meiner Tochter unterhalte. Es ist mir leider nicht vergönnt, die Heimat meiner Vorfahren zu sehen. Ich muß mich damit begnügen, was ich höre und was ich ertasten kann. In meine alte Heimat möchte ich nicht mehr zurück, die Wege dorthin sind abgeschnitten - für immer. Am Anfang war mir natürlich auch vieles sehr fremd und es schien mir fast, als ob die Menschen sich hier gewissermaßen in einem Dornröschenschlaf befinden, aber allmählich finde ich mich auch in diese neue Umgebung hinein. Es fällt mir oft schwer, daß ich viele Freunde zurücklassen mußte und daß eine weite Entfernung uns trennt. Aber daran ist nichts zu ändern. Ich habe jetzt auch hier schon echte Freunde gefunden.

---

[8] Assistent